

02-07-004

NUMMER 1

DIE LITERARISCHE

Ihnen eine Zeitschrift

ball

Länderkunde

nd Völkern. Suchen im ht der „Erd- Menschen- eine wissen- sowohl dem m, gebildeten Wissen bietet. nen von frem- Männern, on den Inhalt ie Vorstellung les Erdballs“

staltung. Die Hefz atigen Inhalt und rliegen, lassen ar- Wissenschaftler as Wissenswerte s ist. badener Tageblatt“

it des interessant Anzahl vorzüglicher tattet ist. „ibendpost“ Chicago

Darstellungen sind Zuverlässigkeit doch rieben. „smeryche Tagespost“

dieser Monatschrift tener Gelehrsamkeit r soll in aller Ur- wie mit abstoßenden- tigen Auge entstehen- reiger und Tageblatt“

die besonders scharf t sich die Zeitschrift ertüchtigung des Unter- les nordböhm. Vereins tz und Wanderplage“

Zeitschrift soll also ler Menschen- Völker- sch, und dadurch ist für ung ein kulturell wert- Für jeden Naturfreund als der genannten For- „Naturwacht“

5 Hefte) RM 3.-

obennummer gratis

thier Verlag
Hinterfalte

O P E H R I F T

inkreichts von inten
und Verbreitung

träge von

Miguel de Unamuno
hamel / Charles Villre-
antin-Weyer / Heinrich
Joseph Johnson / Alfred
zhonho / André Champan
des Supervielle / Albert
herwood Anderson uen.

utschland

Monate: 32 Frs.

les Verlags im Werte

Fr.

Büchervogelchalse
en

NR. 2
5. JAHR
GANG

HERAUSGEBER WILLY HAAS

Die Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H. Berlin W 55, Pots-
damer Str. 125 B. Postcheckkonto Berlin 3085. Erscheint jeden
Freitag. Preise in Deutschland die Nummer RM 0.50, viertelj.
RM 1.50 ohne Bestellgeld. Für Österreich: S 0.50 die Nummer.
S 1.50 viertelj. einschlt Bestellgeld. Preise freibleibend. Bezug
durch jede Buchhandlung. Postanstat od. direkt durch den Verlag.

BERLIN
FREITAG, 11. JANUAR
1929

Anzeige
15 S. RM RM, 1/2 S.
1/4 S. 75 RM. Die ge-
bündlichkeit für die Auf-
mittlung nur durch
Ges. m. b. H. 1

DIE NEUE TÜRKISCHE LITERATUR

GESPRÄCH MIT SUAD DERWISCH HANUM

In den Literaturen des nahen Ostens, in dem heutigen literarischen Schaffen der Araber, Türken, Perser, Tataren spielt die Dichtung der modernen Türkei, die neue türkische Literatur, eine ganz eigentümliche, man kann sagen zivilisatorische Rolle.

Die Welt des europäischen Gedankens, der europäischen Kultur offenbart sich den Völkern des Ostens vermittle der türkischen Moderne, die als einzige Literatur des Ostens sich stofflich und formell der europäischen angenähert hat, ohne den Zusammenhang mit der Welt des Orients zu verlieren. Als bewußte Trägerin der europäischen Kultur ist die türkische Moderne vor allem eine di-
aktische Literatur, die aber doch Kraft genug besitzt, auch dichterisch Wertvolles hervorzubringen.

Suad Derwisch Hanum, die berühmte türkische Dichterin, ist in dieser Hinsicht eine der charakteristischsten Ge-
stalten des neuen Orients. Außerlich eine Pariserin, behält sie in ihren Schriften bei aller impressionistischen Fertigkeit die melancholisch-mystische Einstellung, die mit einem Jahrtausend für das Türken-
tum kennzeichnend ist.

Suad Derwisch, die vor allem durch ihre Romane „Kara Kil“ und „Ne bir nes ne bir nefes“ bekannt wurde, befindet sich gegenwärtig zu Studienzwecken in Berlin, wo sie im Auftrag des türkischen Dichterverbandes das deutsche Presse- und Theaterwesen studieren will.

Die moderne türkische Literatur wurde erst vor 50 Jahren von den Dichtern Abdul Hak Hamid und Sia Ok Alp aus der persisch-arabischen Zeit her-
ausgerissen. Die europäische, vor-
wiegend französische Literatur, wurde seit-
dem unsere Werweiserin. In beschränk-
ter der Einfluß Anatole Frances Literatur
haben. Doch ist die türkische Lite-
raturswegs der französischen herge-
worden.

Eine einheitliche literarische Richtung besitzt die heutige Türkei nicht. Wir leben in einem Zustande der literarischen Anarchie. Imaginisten, Futuristen, Symbolisten, Expressionisten, Dadaisten, sogar noch Naturalisten gibt es bei uns. Jede literarische Richtung des heutigen Europa findet zwei, drei Anhänger unter den Dichtern der Türkei, die von 200 bis 300 Anhängern anderer Schulen auf bitterste bekämpft werden. Ich persönlich bin eine Impressionistin mit einem mystischen Einschlag, wie die Kritik behauptet. Entscheidend ist bei diesem Wirrwarr der Richtungen, wie überall, das Talent. Als Vertreter der symbolisti-
schen Richtung ist Achmed Hasegim der Bedeutendste. Seine Gedichte sind ohne Zweifel die besten, die die türkische Lite-
ratur in den letzten Jahrhunderten her-
vorgebracht hat. In Europa bekannter ist der Novellist und Mystiker Jakob Qedri, der unter dem Einflusse Bösen-



und Maupassants steht. Seine Novellen-
sammlungen „Bahmet“ und „Bir
serendechi“ sind zum Teil auch ins
Deutsche übersetzt. Von den anderen
Dichtern möchte ich noch den Lyriker
Memud Emin und den glänzenden Er-
zähler Achmed Hikmet nennen.

Merkwürdigerweise ist gerade die tür-
kische Literatur eine der wenigen, in
denen die Frau produktiv dem Manne
gleichsteht. Es ist, als seien in Jahr-
hunderten des Harems die dichterischen
Kräfte der türkischen Frau zur Reife
gelangt. Die heutige Literatur liegt zum
großen Teile in den Händen von Frauen,
vor allem in den Händen Halide Edibs,
der Verfasserin von „Jeni Turan“ und
„Doga tschikay kurd“. Halide Edib ist
eine für unsere Begriffe ganz geniale
Dichterin, die zugleich als nationale
Kämpferin an der Front ist. Während des Be-
stand der ein halbes Jahrhundert Sol-
datsch, Halide Edib, die Tochter der
Generation der Soldaten.

Immerhin ins Zimmer-
gekommen, Schil-
den, auch in der jüngeren Literatur spielt die
emanzipierte türkische Frau eine große
Rolle.

Suad Derwisch Hanum, die ohne
Männerbegleitung mit Bubikopf, Puder-
quaste und Ausweis des türkischen
Dichterverbandes durch Europa reist,
spielt selbst eine große Rolle in dieser
Literatur. Ihre Romane sind weit über
die Grenzen der Türkei im ganzen Orient
bekannt. Diese blauäugige Türkin ist eine
der Jungen, die äußerlich keinen einzigen
orientalischen Zug beibehalten haben und
doch vollständige Türkinnen geblieben
sind.

Beim Abschiede reicht sie mir ihre
rosige, manikerte Hand, plaudert noch
eine Weile in ihrem melodischen Slami-
nol-Türkisch über Hasenclevys. „Eben-
werden im Himmel geschlossen“, fragt
ob es in Deutschland eine Zensur gibt,
und als ich schon im Vorzimmer bin,
endet sie mit dem allorientalischen Ab-
schiedsgruß Geh mit einem Lächeln.
Frund“
ESSAD BEY

Aus 1
Seite 1 Friedrich Schlegel von
Seite 2 Schulstunde bei Altent
von 1881 von F. M. Fei
Seite 3 Edmund Burke von
Seite 4 Buchchronik der W.
Seite 5 Literarische Kuriosität
rufen von Jean Giraud

Geni

Exzellenz, darf ich Ihnen zu dem
„Gedanken eines Soldaten“ ein paar
des Eindrucks eines Schriftsteller-
Kameraden sagen?

Es ist eine große Überraschung,
wie der Sie die Tat fraglos behel-
und Proben davon gegeben habe
Wort „besser“ gesagt – den
meistern, und daß Sie, was Sie an
Person dem Lebenden in jedem Aus-
erscheinen lassen, auch in der Ged-
Beide wie ein Kömer können.
Ich habe das Bedürfnis, Ihnen zu
daß Ihre Buch zwischen dem be-
Schriftsteller, der in Europa abtut
Sie auf Vorposten steht, und dem
Soldaten ein für allemal Schran-
keißt!

Mit verehr. ausvoller Kameradsch
Carl Sternheim
(an Generaloberst v. S)

Ein General hat ein Buch gese-
Die Beachtung, die es gefunden
Entzücken, das es vorzüglich in
mokratischen Presse erregt, dank
sympathischen Persönlichkeit d
fassers, zum Teil gewiß aber a
zeitgenössischen Gabe, das Kapite
der Beiläufigkeit behandelt
nicht ist, einen
mit jeder Zeile, die man liest,
das Leben, daß alle Aben-
neigt von Astronomie her, zu
Ein Beispiel (das sich dort
zend anderer leicht vermehren
„Gerade der Soldat wird alle H
gen begraben, die auf Vermind
Kriegsmöglichkeiten hinzielen,
zieht nicht auf die Straße u
Schlagwort „Nie wieder Krieg-
weiß, daß über Krieg und Fried-
Gewalten entscheiden als Fürst-
männer, Parlamente, Verträge u
nisse, nämlich die ewigen Ge-
Werdens und Vergehens der Ve-
neraloberst von Seckert war im
ein Soldat von morgen zu sein;
sich als ein Kriegsphilosoph.“
Die altpreußischen Soldaten
drieh, Schachhorst und Clau-
Moltke würden eine Begriffsb
ablehnen, die das Recht der K
rung dem lieben Gott zuweist
men, die Kompromittierung
durch den letzten Krieg habe
Charakter, eine ewige Katego-
nichts geändert; angenommen

Friedrich Schlegel
zum 100. Todestag

02.07.004

die 21. 1929 5/1929 110.2 5.1

deutsche Rom“, kam er gerac
ter Zeit, um mit den Brüdern
an den allerdings unbeabsichtl
der zahlreichen Kirchensetz
Klosteraufhebungen, den aus
www.gesellschaft

Allerhand Neues und Altes, was Sie noch nicht wissen

Die Ermordung Gribojedoffs

Zu seinem 100. Todestage am 30. Januar Alexander Sergejewitsch Gribojedoff, Puschkins Namensvetter und Zeitgenosse, Dichter, Musiker und Diplomat, ist heute in Rußland ein Klassiker. Seine berühmte Komödie „Gore ot una“ („Kummer aus Klugheit“, das sämtliche literarischen und politischen Revolutionen überlebt hat, ist im Auslande nur wenig bekannt, mit Recht, es ist ein echt russisches Buch, das in seiner genialen Satire, in seiner großen Verknüpfung nur Russen wirklich verständlich ist. Der Verfasser dieser Satire, seine Exzellenz Geheimrat Gribojedoff, „Botschafter in Persien“ ist aber selbst eine der interessantesten Gestalten der russischen Vergangenheit, nicht nur als genialer Dichter, sondern auch als Repräsentant des verschwundenen Zarenreiches, das er hätte, denn er diente und für

verkuppeln. Gribojedoff erschien nichts in der Wohnung der Schauspielerin, steckte sie in einen Zobelpeitz, trug sie die Treppe hinauf und fuhr zum Grafen. Die Folge war ein Duell. Der Graf kam dabei unter Leuten, Gribojedoff wurde ein Finger abgeschossen. „Damit Du nicht mehr musizieren kannst“, wie sein Gegner sagte.

Viele Jahre später, als Gribojedoff in Persien vom Pöbel getötet worden war, erkannte man seine verunstaltete Leiche an dem abgeschossenen Finger.

Das Hauptwerk Gribojedoffs, seine unsterbliche Komödie, wurde von der Zensur verboten. Der „Botschafter in Persien“ setzte seinen ganzen Einfluß ein, um sein Werk freizubekommen, es gelang ihm aber nicht. Trotzdem wurde die Komödie noch zu Lebzeiten des Dichters dem Publikum bekannt. Zehntausende von Abschriften wurden angefertigt und in ganz Rußland gierig gekauft. Die handschriftliche Ausgabe der Komödie war die größte Auflage, die das Rußland jener Zeiten kannte. Die Kritik wußte dem ungedruckten und also offiziell unbekannten Werke spottend Besprechungen. Die Zensur konnte nichts gegen das Abschreiben eines Manuskriptes unternehmen.

Während des Dekabristenaufstandes wollte Gribojedoff im Kaukasus. Da er als liberaler Dichter bekannt war, wurde er auf alle Fälle verhaftet und nach Petersburg gebracht. Vier Monate verbrachte er in Untersuchungshaft, bis er endlich an den Zaren einen überaus groben und beleidigenden Brief schrieb. Der Kriegsminister wagte es nicht, den Brief dem Zaren vorzulegen, und schrieb selbst die Resolution. „In diesem Tone schreibt man nicht an S. M. Sofort freilassen!“

Nach dem russisch-persischen Kriege hatte der russische Oberbefehlshaber keinen Diplomaten bei der Hand, die Friedensverhandlungen durchführen könnte, deshalb mußte er den jungen Attache Gribojedoff, der bereits am Abschied gebeten hatte, mit der Führung der Verhandlungen beauftragen. Gribojedoff gelang es, von den Persern glänzende Friedensbedingungen durchzusetzen, und der Oberbefehlshaber sandte ihn mit dem fertigen Vertrage zum Zaren. In der einen Tasche trug Gribojedoff den Vertrag, in der andern sein Abschiedsgesuch, das er gleichzeitig einreichen wollte, um sich von nun an ausschließlich literarischen Arbeiten zu widmen. Der Zar wollte aber von dem Rücktrittsgesuch des jungen Attaches nichts wissen und ernannte ihn trotz seiner Jugend (Gribojedoff war kaum 35 Jahre alt) zum Geheimrat und Botschafter, wußte sein Todesurteil unterzeichnet war.

Am Abend vor der Abreise nach Persien sah Gribojedoff mit Puschkin zusammen. Gribojedoff war traurig und in Gedanken versunken. „Was haben Sie für Sorgen“, fragte Puschkin. „Ich werde nicht lebend aus Persien zurückkehren“, gab Gribojedoff zur Antwort. Es ist merkwürdig, daß auch in einer Reihe von Briefen des Dichters aus der damaligen Zeit sich dieselbe Prophezelung wiederholt.

Auf dem Wege nach Persien weilte Gribojedoff einige Monate in der georgischen Hauptstadt Tiflis, wo er die 15jährige bildschöne Prinzessin Nina Tscharotschewadse heiratete. Zu ihrem Hochzeitsmahl sandte die persische

Regierung ihre Vertreter, Prinzen und Fürsten, die Mörder tranken auf das Wohl ihres Opfers.

In Persien angelangt, verlangte Gribojedoff vom Schah die Freigabe der russischen Sklaven. Unwillig gab der Schah sein Einverständnis. Einige Tage darauf erschienen in der Botschaft eine Russin und eine Deutsche, die dem Harem eines persischen Prinzen angehört und nun um den Schutz des russischen Botschafters baten. Gribojedoff beherbergte die Beiden und teilte dem Schah mit, daß die Frauen unter seiner Obhut ständen, worauf selbstverständlich sich die Nachricht verbreitete, der russische Botschafter habe aus dem fürstlichen Harem zwei Frauen entführt. Als später auch aus dem Harem des Schahs ein Eunuche zu Gribojedoff floh, ließ die persische Geistlichkeit ein Fetwa, wonach der Eunuche als Mitglied des Harems den kaiserlichen Frauen gleichgestellt wurde. Die Empörung bei Hofe und in der Hauptstadt Ate, in den Bazaren wurde gestiftet, daß der Botschafter, der bessere Gottliche schreibt als der Schah, im kaiserlichen Harem herumgeschleiche und Frauen und Mädchen verführe.

Am 30. Januar 1829 Mürkte der Pöbel in Anwesenheit der Geistlichkeit und der Prinzen das Gebäude der Botschaft, sämtliche Angehörigen der Botschaft, sogar die Dienerschaft, wurden getötet, die Leichen verunstaltet und geschändet. Nur die Frau des Dichters, die in der Sommerresidenz weilte, entging diesem Schicksal.

Gribojedoff liegt in der Hauptstadt Georgiens, der Heimat seiner Frau, im Kloster des heiligen David begraben. Um sein Grab entstand eine lächerliche georgische Legende. Jeden Sonntag versammeln sich um die Mauern des Klosters georgische Mädchen, in den Händen halten sie Granitsteine, die sie an die Mauer des Grabes pressen. Wenn das Steinhaken an der feuchten Mauer kleben bleibt, bedeutet es, daß das Mädchen noch im selben Jahr einen tapferen Gatten finden wird. Ich habe selbst dieses Spiel vor Jahren beobachtet.

Prinzessin Nina Tscharotschewadse, die drei Monate mit Gribojedoff verheiratet war, blieb seinem Andenken treu. Heute ist sie eine georgische Nationalheldin geworden, die ihrer Treue wegen in georgischen Volksliedern gepriesen wird. Sie ist neben dem Grabe des Dichters beerdigt.

Gribojedoff ist ins Deutsche, Französische, Englische, Polnische, Tschechische, Lettische, Georgische, Armenische, Türkische, Persische und Aserbeidjanische übersetzt. Die deutsche Übersetzung von Knorring erschien noch vor der ersten russischen Druckausgabe, die zweite Übersetzung stammt von Bertram (1853 Brockhaus), die dritte von Wold (Leipzig 1871).

ESSAD-BEV

Dostojewskis Freundin

Nachdem Aljoscha Kiraschoff die „Beichte des heiligen Herzens“ eines Bruders Dimari angehört hat, ging er in dessen Auftrag zu Katharina Iwanowna. Zum erstenmal erblickte er jene, die für das Gemüt seines Bruders „fürs ganze Leben“ zur „Wunde geworden war“, und er staunte über den „Eigenwillen“, die stolze Ungebundenheit, das Selbstbewußtsein des hoffärtigen Mädchens. Er fand, daß ihre „großen, schwarzen, flammenden Augen wunderschön seien, und außerordentlich gut in ihr blasses, ja etwas gelblich-bleiches längliches Gesicht passen. Und diese Augen, ebenso wie die Linse der herr-

lichen Lippe durch es, besah es so furcht-

Sowohl Katharina Filippowna, die es gewissermaßen

Schwester, Ieln“, und

Romans in einer lebendigen, die leidenschaftlich

Dies war ein Tagelatterer, ichens“ an

Die Gesandte, an die I. powna an die 7 von der

Leben es. Alter vor Lande, in den 1 kehrt, bster die gen belie

Das war die zinten u von Vert seins zu Selbstans „Blau so laut mit den legte, ur sind. W

himmels zählt, u Beschul werfen, herrsch der ge keit ve

Zu j ders tischer auf sei hatte. bannun

*) M selbst du di Hunge Hier sehr Der heblie AP... Licht gange Leono Godar losigk von l liches



da er von persischen Eunuchen auf dem Marktplatz zu Teheran emporlod wurde.

Gribojedoff galt seinerzeit als der gebildetste Mann Rußlands. Er war ein Wunderkind. Im Alter von 14 Jahren wurde er als ordentlichster Student an der Universität Moskau immatrikuliert, an der er mit 15 Jahren das Staatsexamen bestand. Dann zog er in die napoleonischen Kriege, die für ihn ziemlich glanzlos verliefen. Er wurde in die Provinz abkommandiert und verließ das Regiment, nachdem er uneingeladen auf einem Ball des Gouverneurs in voller Gala, hoch zu Ross, im Saale erschienen war.

Später wurde er Diplomat, kam in Petersburg mit Puschkin zusammen und widmete sich der Dichtung. Als seine Mutter, eine bewährte alte Hofdame, dieses erfuhr, sagte sie ihrem Sohn: „Weniger enden gewöhnlich im Zuchtthum, ich weiß nicht, von wem Du deine verwerflichen Neigungen geerbt hast, und ich zweifle, ob es meinem Einflusse auch weiterhin gelingen wird, dir die Türe der guten Gesellschaft offen zu halten.“

Lange Zeit schwankte Gribojedoff, ob er ein Dichter oder ein Musiker werden solle. Ein Zufall zwang ihn, das Klavierspiel aufzugeben. Eine junge russische Schauspielerin war mit dem Fürsten F. befreundet, Graf L., der in dieselbe Schauspielerin verliebt war, bat Gribojedoff, er möge ihn mit der Künstlerin

Leonard läuft ein von



der Licht, Luft, Stein, ja sogar der feucht glitzernde Schmutz auf der Straße vom selben Stoff wie die menschliche Seele zu sein scheinen. Alle kalten geraden Strahlen wurden in einen mild glühenden Lichtnebel aufgelöst. In den Lichthöfen der soeben angezündeten Laternen floß wie in einem leise gährenden Wein ein Schimmer, milchig und mondgelb. Das Lichtergewirr in den verzweigten Straßen war wie ein Brand, der zur Hälfte im eigenen Rauch erstickt wird. Ja, es war ein stiller und lauer und schöner Nebel. Es war eine raumlose Stadt, aber trotz-

vom Auge zur Hand und von der Hand in den Mund leben kann.

Leonard stand keine Ewigkeit unter seiner Mansarde. Er begab sich auf den Friedhof. Hier befand man sich zehntausend Meilen von der Hetze des Lebens entfernt, mitten in einer Welt von Wundern. Er schaperte unter den schwarzen, stummen, geheimnisvollen Bäumen. Ihre tastenden Zweige verschwanden im Nebel. Mit allen Gesehn, von der demütigsten Bitte bis zum härtesten Trotz. Und ihre Schatten im Lichte einer einsamen Laterne hingen in diesem Nebel wie ein Bild, das selbst der nahe daran war,

bei Tage nichts und kamen, nur nachts zum Vorschein. Diese Nachkommenschaften stahlen sehr, als sie die Europäer fliehen sahen. Als Victoria die Insel erforscht hatte, floz er nach Europa zurück, nahm unterwegs aus den Diamantbrüchen des Königreiches Golconda die schönsten Steine mit, verkaufte sie in England, und schaffte sich für den Erlös ein prächtiges Schiff an. Von Brest aus führte er dann alle Bewohner des unbesiegblichen Berges nach Australien. Auf hoher See wurde die Fahrt dadurch beschleunigt, daß Victoria und sein Sohn sich in die Luft erhoben und durch ein an dem Mastbaum befestigtes Seil das Schiff regierten. So konnten sie das Kompassband entbehren und die Schiffleute über den gewählten Weg im unklaren lassen. Nach drei Monaten landete das Schiff auf der australischen Insel, wo Fleck und Geschicklichkeit die neuen Bewohner bald zu wohlhabenden Leuten machten. Mit den Riesenmenschen benachbarter Inseln wurden Kriege geschlossen und dadurch ein neues Geschlecht erzeugt, das größer als die Europäer und gestvoller als die Urbewohner der Rieseninsel war.

Als diese australische Kolonie sich immer mehr ausdehnte, boten Victorias Enkel aus Frankreich mehrere Maler, Bildhauer, Gelehrte, Schriftsteller, Musiker und Schauspieler nach Australien, es kamen Gesetze auf, dem neuen Land zustande, die jedem Bewohner ein glückliches Dasein ermöglichten. Die Verfassung war eine rein soziale, jedermann arbeitete an dem gemeinschaftlichen Wohl. Alle waren einander gleich. Es gab keine Ehrenämter und kein Vorrang der Geburt. Jede Ehe dauerte nur ein Jahr, und das folgende Jahr war heiligt. Die Kinder kannten keinen anderen Vater als den Staat.

In einer Schlusschrift dieser Erzählung wird vorgeschlagen, daß man auch in Europa unter dem Vorsitz der französischen Nation einen Völkerbund gründen möge, der am besten seinen Sitz in der Schweiz habe. Von dieser allgemeinen Verbrüderung hätte man sich die nämlichen Vorteile zu versprechen, wie von einem gutgeleiteten Einzelstaat.

Victoria und seine Sippe machten von ihrer Insel aus Luftausflüge in die Umgegend und entdeckten dabei die merkwürdigen Kreuzungen zwischen Menschen und Tieren. Z. B. Affenmenschen, Bärenmenschen, Hundemenschen, Bibarmenschen, Gamsmenschen, Pferdchenmenschen, Schweinemenschen, Widdermenschen, Schafmenschen, Eselmenschen, Froschmenschen, Schlangemenschen, Elefantmenschen, Löwenmenschen und Vogelmenschen. Jede dieser Menschenarten wird in einem phantastischen Kupferstich dargestellt. Stets spielen die europäischen Flieger in diesen Szenen eine Rolle. Entweder ...

F. M. FELDHAUS

Leine Dichterfeindschaft

Turgeneff und Dostojewski waren bekanntlich Zeitgenossen. Dostojewski, der „Parvenu“, der heilfarne, gelässige Sohn eines Krankenhäufers, der Jahrzehntlang mit Hunger

Mißtrauen, Selbsthaß, Verfolgungswahn und jaghafter Kritik zu kämpfen hatte, übte sich aus einer Art Ressentiment in dem aristokratischen Dilettantismus, zu dem Turgeneff, etwas träge, Turgenieff hinzog. Erst später trennte die beiden ein unversöhnlicher Haß. Eine bittere Feindschaft, die in dem Gegensatz zweier Weltanschauungen, der aristokratischen und der plebejischen wurzelte. Der wenig bekannten Geschichte dieser Feindschaft weihen jetzt die russischen Literaturhistoriker Beltschikoff und Silberstein eine eingehende Studie, der die Veröffentlichung des Briefwechsels der beiden Dichter vorausgeht. Überraschenderweise erfährt man aus diesem Briefwechsel, daß die Stellung zu Deutschland und zur deutschen Kultur, zuerst die beiden Dichter voneinander schied. Schon im Jahre 1880 zeigten sich die ersten Symptome dieses Zwiespaltes. Damals sandte Turgeneff an Dostojewski für dessen Zeitschrift „Epocha“ die Novelle „Gespenster“, die merklich unter dem Einflusse der deutschen Romantik entstanden war. Dostojewski konnte für diese Novelle nicht genug lobende Worte finden. „Ihre phantastische Novelle“, schrieb er an Turgenieff, „wird ein Vorbild für uns alle sein. Die gegenwärtige Literatur ist vom Utilitarismus beherrscht, die Gesellschaft erwartet aber von der Kunst einen neuen nützlichen Schritt.“ Doch zur selben Zeit schrieb Dostojewski an seinen Bruder: „In der neuen Novelle Turgenieffs steckt viel Schind, etwas Ekliges, Krankhaftes. Allerdings hat er an ihr Turgenieff hat von diesen Änderungen nie erfahren, später, nach dem Bruche zwischen den Beiden, wunderte er sich, daß Dostojewski offen über eine Novelle spottete, die er doch selbst abgedruckt und gelobt hatte.“

Im Jahre 1875 befand sich Dostojewski in Wiesbaden, wo er im Kasino seine ganze Reiskasse verspielt. Er wandte sich damals brieflich an Turgenieff mit einer Geldhilfe. „Ich habe alles verspielt“, schrieb er, „alles, sogar meine Uhr; auch im Hotel habe ich Schulden gemacht. Ich weiß nicht, wem ich mich wenden könnte.“ Turgenieff sandte ihm darauf sofort eine größere Summe, die er übrigens nie wieder zurück bekam.

Zwei Jahre später kamen sie in Baden-Baden zusammen. Am Tage vor ihrer Begegnung verspielte Dostojewski wieder Alles in Roulette und mußte seiner Frau ihre letzten zwei Goldstücke nehmen. Ärgerlich und mißgestimmt, besuchte er am nächsten Tage Turgenieff. Diese Zusammenkunft wird in einem Briefe Dostojewskis folgendermaßen geschildert: „Ich kam um 12 Uhr und traf ihn beim Frühstück. Ich sage Ihnen aufrichtig, schon früher liebte ich diesen Mann nicht. Am schrecklichsten war es aber, daß ich ihm seit zwei Jahren ...“

... über sein Roman „Idiot“ ... er sagt: Wenn Rußland zugrunde geht, so wird das nicht den geringsten Verlust für die Menschheit bedeuten.“ Während des Frühstückes sagte der westlichorientierte Turgenieff: „Wir müssen vor den Deutschen auf allen Vieren kriechen; wir müssen uns wenigstens die deutsche Zivilisation zu eigen machen, denn alle Versuche unserer geistigen Selbstständigkeit sind nichts als Schwindelei und Dummheit.“

Dostojewski gibt übrigens selbst zu, daß er während des Gespräches absichtlich Turgenieff reizte, über ihn spottete. „Wissen Sie“, sagte

er, „was für eine Schulte in Deutschland zu treffen ... Wirklich, das einfache Volk ist hier viel schlimmer und elender als bei uns, und selbstverständlich dümmert.“ Deutschland kann sich mit nichts vor uns rühmen.“ Turgenieff erwiderte, erhob sich und antwortete: „Ich empfinde Ihre Worte als eine persönliche Beleidigung. Sie müssen wissen, daß ich hier für immer bleiben will, ich halte mich weder für einen Russen als für einen Deutschen und bin stolz darauf.“ Darauf Dostojewski: „Obwohl ich Ihre letzten Werke gelesen habe, konnte ich von Ihnen nie eine solche Gemeinheit erwarten.“

Zwei Tage nachher begegneten die Beiden sich auf dem Bahnhofs, grüßten jedoch einander nicht. Es ist bezeichnend für Dostojewski, daß er sich nicht scheute, dieses Gespräch der russischen Presse zu übergeben, worauf selbstverständlich eine Flut der Enttäuschung gegen Turgenieff folgte. In seiner Erwiderung bezeichnete Turgenieff Dostojewski als krank, epileptisch und unzurechnungsfähig. Dostojewski seinerseits hörte seitdem nicht auf, Turgenieff zu beschimpfen und verspottete ihn hinhaltig in seinem Roman „Teufel“. Die Feindschaft der beiden Dichter dauerte bis zu ihrem Tode. Acht Jahre später übrigens schrieb Dostojewski an Mailkoff, wohl mit Bezug auf die Feindschaft gegen Turgenieff: „Ich bin eine niederrachtige Natur, die immer alle Grenzen überschreiten muß.“

Neue Puschkin-Manuskripte

Die Archiv-Zentrale der U. S. S. R. hat in dem Petersburger Familienarchiv der Fürstin Gortschakoff neue, bis jetzt unbekannt gewesene Puschkin-Manuskripte entdeckt. Unter den Manuskripten befindet sich eine 210 zeilige erotische Dichtung „Mönch“, die Puschkin seinerzeit beim Fürsten Gortschakoff aufbewahren ließ. In dem Archiv wurden auch eine Reihe neuer Varianten bekannter Puschkin-Gedichte, Briefe des Dichters und anderes literaturhistorische Material von ungeheurer Werte gefunden.

Die Dichtung „Mönch“ wurde von Puschkin in seiner Jugend geschrieben. Vor der Veröffentlichung las Puschkin diese Dichtung seinem Schulfreunde, dem Fürsten Gortschakoff, vor, der sie „des erotischen Inhalts wegen eines Puschkin unwürdig“ fand. Der Fürst ... ein hoher Würdenträger ... hat Zeit seines Lebens „erfahrene“ Puschkin-Gedichte in seinem Archiv aufbewahrt, wo sie vor der Neugier der Polizei gesichert waren. Auf die Bitte des Dichters wurde auch der erotische „Mönch“ im Archiv versteckt. Nach Puschkins Tode ... Puschkins wurden die meisten seiner Gedichte veröffentlicht. Laut dem Testamente des Fürsten sollte aber der „Mönch“ unter kühnen Umständen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Enkel und Enkelin des Fürsten weigerten sich, trotz aller Bitten der russischen Akademie und der maßgebenden Puschkin-Forscher, das Manuskript auch nur der offiziellen Persönlichkeit zu zeigen. Erst jetzt gelang es, den „Mönch“ ausfindig zu machen.

Das ganze neugefundene Puschkin-Material wird jetzt von dem bekannten Forscher Tschekoloff zum Abdruck vorbereitet. Der „Mönch“ soll aber bereits in der nächsten Nummer des „Roten Archiv“ erscheinen.

ESSAD-BEY

Dies war, wenn man sie in die Terminologie unserer Zeit überträgt, die Meinung des Engländers Edmund Burke, und er fügte mit dem ganzen Hohn, dessen er fähig war, hinzu: „Sie die Revolutionäre erklären ohne alle Umschweife, daß zweitausend Jahre eine Kleinigkeit sind, wenn es darauf ankommt, einen großen Plan auszuführen.“ Ihre Menschlichkeit liegt immer an ihrem Horizonte, und wie der Horizont entfernt sie sich immer vor ihnen her. Ein einziger Versuch durchzusetzen, betrachten diese Philosophen die Menschen gerade wie die Nase, die man unter eine Luftpumpe oder unter einen Rezipienten voll mephi-

zur Verzweiflung zu treiben, und hat allerdings vergeblich — darauf gedrungen, durch rechtzeitige freiwillige Reformen den Abfall der Kolonien zu verhindern. Er hat fast immer die Rolle der weissagenden Kassandra, der man nicht glaubte, spielen müssen. Erst am Ende seines Lebens, nach großem Unglück in seiner Familie und unter schwerem pekuniären Mißgeschick, hat er den Triumph erlebt, daß England in der Person des jüngeren Pitt mit seinen (Burkes) Ideen den Kampf gegen die Revolution aufgenommen. Als Burke im Sommer 1797 starb, während Bonaparte gerade seinen ersten glänzvollen italienischen Feldzug hinter sich hatte, konnte freilich weder Burke

Wichtig für uns sind noch heute Burkes Theorien, soweit sie nicht das alte England betreffend, sondern die Revolution angeht. Und ein großes menschliches Schauspiel bleibt sein Schicksal. Der Mann, der sagte: „Niemand kann danach streben, groß zu handeln, als nur solche, welche die Kraft zu großen Leiden haben“, und der die ihm verhasste Revolution ein „Ehrfurcht einflößendes Drama der Vorsehung“ nannte, dieser Mann ist mehr gewesen als ein begabter Schriftsteller und mürrischer Reaktionsär. Er war — alles in allem — ein Staatsmann, ein Philosoph und manchmal sogar ein Prophet, obwohl er Engländer war. Friedrich STERNHAL.

Glossarium

Betz, Ralt Garniert

umwelt der Erstausführung von „Katharina Kell“ im „Lening“, eine Probeseite aus dem Kochbuch, das nun, in stabilisierten Verhältnissen, von neuem in der völlig Vorkriegsausgabe erschienen ist. Dieser Probeseite den nachdruck entnehmen zu können, ein nicht mehr allzu junges weiche dastelle in 4 aktlänge ge sie lauber auf einen Gemein sie längere Zeit breit, röste sie besten mit W. von Hilmburgs raffelt „Alles in Butter“ auf und übergieße sie dabei fleißig artellert, heißer Tränen. Inman einen Backfisch sorgfältig das Innere und besonders das entfernte und das Fischlein agt ausprig abgebräunt (Fisch und „Frachtmittel“). Man verarbeitet zu einer Masse und preßt sie neeweißen Linsen, bis der letzte abgetropft ist. Zum Schluss reibt man kleine Päckchen Gelatine „Länge“ angerührt, mit einer Ker Marke „Sternenmacht“ über is schmackhafte Gerichte (bekannt speise des seligen Ludwig Pigsch) leutauhe serviert Als Garnierung in die herbstlichen Blätter eines fröhlichen Weinbergs.

2. Kopie: Walter BENJAMIN

Plagiathontröberse

gend verläuft eine amerikanische verse zwischen den Trägern von mit internationalem Klang. Um über Rußland handelt es sich, schrieb die Frau des bekannten en Romanschriftstellers und Nobels „Sinclair Lewis“. Das andere te amerikanische Romanschrift-Nobelpreiswärter Theodore Dreiser, die als Dorothy Thompson respondentin der New Yorker „Eve war, beschuldigt Theodore Dreiser u Diebstahls. Als Beweis für ihre g dienen ihr viele, viele Seiten, die durch ihre Masse eine ge nicht verfehlen. Zum erstenmal ssischen Revolution dürften zwei ihrer Beurteilung des neuen Ruß breitem „Ausmaß“ übereinstimmen. hielt sich in diesem Jahr einen

Monat lang in Rußland auf und schickte eine Reihe von Artikeln an ihre Zeitung. Diese Artikel erschienen im März. Als Buch brachte sie sie im September, heraus. Herr Dreiser war auf Einladung der russischen Regierung zur gleichen Zeit in Rußland wie Frau Lewis, verbrachte dort aber drei Monate. Auch er schrieb Zeitungsartikel und brachte sie kürzlich als Buch heraus unter dem Titel „Dreiser looks at Russia“. Fast zwanzigtausend Wörter haben die beiden Bücher gemeinsam und diese zwanzigtausend Wörter soll der eine Autor von dem anderen entlehnt haben.

Frau Lewis behauptet mit Bestimmtheit, daß Herr Dreiser des Plagiats schuldig sei. Herr Dreiser versichert dagegen, daß er Frau Lewis eine ganze Menge Material übergeben habe, an dessen Verwendung ihm nichts lag. Worauf Frau Lewis erklärt, daß Dreiser ihr überhaupt nichts gegeben habe. Herr Dreiser sagt weiter, daß jeder Schriftsteller, der Rußland besucht, eine Menge amtliches Material erhalte, nach dem er arbeiten könne. Frau Lewis töt zurück, daß sich dieses Material durchaus nicht erstrecke auf schöne Schilderungen von Kirchen, Straßenszenen und russischem Schmutz. Dann kündigt sie an, daß sie sich nunmehr an ihren Rechtsbeistand wenden werde. Und Dreiser schließt vorläufig die Debatte, indem er erklärt, etwas uneingeschlossen sei er noch, aber auch er werde wohl die Hilfe seines Rechtsanwalts in Anspruch nehmen; außerdem hätten sechs Monate Gefängnis für ihn etwas „sehr Verlockendes“.

Die beiden Bücher werden demnächst auch in England erscheinen. Mit einem eigenen Urteil über die ganze weiterschütternde Angelegenheit kann man wohl warten, bis die beiden feindlichen „Rußlandbücher“ in Deutschland herauskommen. Deutsche Verleger werden sicher eifrig um die Herausgabe bemüht sein.

Das Prestige der weißen Rasse und der Film

Die englische Kolonialpresse propagiert seit einiger Zeit eifrig die Einführung einer besonderen Zensur für Filme, die in den Kolonien aufgeführt werden sollen. Der europäische und amerikanische Gesellschaftsfilm soll nämlich zu einer ersten Gefahr für das Prestige der weißen Rasse geworden sein. Vorher hatte der Chineser, der Malai oder der Indier nur eine sehr unklare Vorstellung von den wirklichen europäischen Verhältnissen. Erst der Film hat ihnen gezeigt, daß es auch

unter den weißen Sahibs Verbrecher, Diebe, Mörder und dergleichen gibt — ebenso wie erst durch den Weltkrieg die Orientalen zu der Einsicht kamen, daß die europäischen Völker keine Einheit sind.

Die meist amerikanischen Filme, die im Orient aufgeführt werden, sind Direktiv- oder Verbrecherfilme, und so bekommt in der Tat der Zuschauer eine merkwürdige Anschauung von den Neigungen, Gewohnheiten und Sitten der weißen Rasse.

Die Presse behauptet nun, daß dadurch eine wachsende Verachtung der weißen Rasse entsteht, die unmittelbar auch die Verbreitung der nationalistischen und kommunistischen Ideen fördert. Nicht weniger gefährlich für das Prestige der weißen Rasse sind angeblich die Liebeszenen, die man im Film zu sehen bekommt. Der Ruß z. B. ist, bei einigen Völkern des Fernen Ostens überhaupt unbekannt, bei anderen aber gilt er als „Gipfel der Unanständigkeit“. Die Bemerkungen, mit denen das asiatische Publikum die Vorführung der Liebeszenen zu kommentieren pflegt, sind solcher Art, daß der sprachkundige Europäer sich überhaupt nicht mehr ins Kino traute. Die weiße Frau ist für den Asiaten die Verkörperung der Unstlichkeit geworden. Für diese Gefährlichkeit des Films spricht auch die Tatsache, daß eine strenge Filmzensur nicht nur von den Europäern, sondern sogar auch von den einheimischen Fürsten verlangt wird.

ESSAD BEY

Literarische Kuriositäten

Ein anständiger Faust

In der Goethe-Abteilung meiner Bibliothek befindet sich seit Jahren eine Faust Ausgabe, die ich noch in keinem Werk über Goethe erwähnt gefunden habe. Sie ist betitelt: „Goethes zweiter Faust oder der geoffnete Welpenrissack von Samuel Moser aus Weipburg im Elsaß“. Mit Goethes gut getroffenen Bildnisse. Weipburg, Buchdruckerei von Fr. Weitzel, 1881. 240, XVI S. 8°. In der Ausgabe ist der ganze Text des zweiten Faust abgedruckt und an zahlreichen Stellen mit Fußnoten versehen, die den Versen eine pornographische Erklärung geben. So ist z. B. gleich im Anfang die Zeile aus Ariels Gesang „Sein Inn'res reinigt von erlebtem Fraus“ wie folgt erläutert: „Verleiht ihm einen glatten Stuhlgang.“ Und in dem folgenden Chorgesang der Vors „Herrscht des Mondes volle Pracht“: „Der Podex in der Aborturille.“ Diese Erklärungen gehören noch zu den harmloseren; denn eine Menge anderer lassen sich überhaupt nicht wiedergeben. So ist der ganze zweite Faust erläutert, als ob die Dichtung nur ein pornographischer Scherz Goethes wäre, und um dieser Darstellung einen Schein der

Berechtigung zu geben, gewisse Stellen aus Goethes „Faust“ aus dem „Johannes Fick, Reckman aus seinen Briefen“ entnommen, die diese Aufschneiderei lassen sollen. Und die Manie der Goethe-Faust, alles Mögliche, aber es L. Böhm.

Vielleicht vermag ein res über diese seltsamen ihren Herausgeber hütze

Ein zwiesprachiges

Es ist schon öfter einen Roman“ oder ein kurzes Gespräch in e wiedergegeben wurde, deren fremdsprachigen das dreaktige Drama auf Lotteburg sein (Vertraut in Luxemburg, I der luxemburgischen Weltkrieg dar und ist der Luxemburger Muna aber die Luxemburger Daten oder Zivilisteg französisch gesprochen kommen, unter ihnen burger sind, hört man kommandiert, ja, öhne vom Tueller in eine amerikanische Lieder, zumunter. In einer Kragengehänge, eingeht Schluß bei der Verbi bis dahin feststehen. Luxemburger mit den deutsch. So dürfte d vier Sprachen wohl Drama der Weltliterat. Fassung der „Büchse Blut ist, übrigens, we auch in vier Idiom deutsch, Schwytzerde englisch. D. Red.)

Best-seller

1. Glasor: „Jahr Kiepenheuer, I (Zum 3. Mal)

2. Tucholsky: „Lisa“ E. Row

Die Frau ist berufen

Von Jean Giraudoux

n Sie, Sie können schon gar warten. Nein, Ich spreche erst, wenn's mir passen wird.“ in Ihnen meine Nase passen

handelt sich nicht darum, leicht, wenn noch Zeit bleibt gerade genug vor für die zwei

en Sie nur ein einziges Wort als Freund, nicht als Maler. Sie direkt mit ihr. Ich werde zurückziehen. Fassen Sie sie

nichts werde ich darüber sagen, nichts über Ihre Züge. Ihre Mund, Ihre Augen zählen so einem so vollkommenen Geistes sind höchstens, besonders an denen Sie sich jeden Morgen im Spiegel wiedererkennen. Nein, Ich grabe Sie ganz ein. Ich schneide Ihr Kopf schaut oben Mit Ihrem Körper will ich Sie reute. Wenn Sie wußten, was Skandal Sie hervorrufen, indem len Leuten herumtreten! Man deckt von so viel Herrlichkeit, von soviel Grazie! Ich sage dem, worüber zu reden ich

Er schob jemanden ins Zimmer. „Das Mittel gegen das Leben? Das erst erlunzte.“ „Ja, B. Fra.“ „Bett war, und entschuldigte sich.“

— „Ich hab ihn. Er schlief im Auto!“

Franoise sah einen siebzehn- oder achtzehnjährigen Jungen vor sich, mit einem Gesicht wie dreckiger Samt, farblosen Lippen und rotgedörten Augen. Der Druck des Elends ruft dieselben Erscheinungen hervor, wie der Luftdruck in zu großer Höhe. Der Junge war verdorrt, als fiele er aus den Wolken. Niemals, auch nicht bei den ältesten Menschen ihrer Umgebung, hatte Franoise so verbrauchte Wangen und Augen gesehen. Dies Gesicht war ein Lappen, wurde zum Scheuern, zum Reiben benutzt. Auch die Reglosigkeit des Kindes war entsetzlich. Sobald er sich nicht bewegen mußte, war er aus Stein.

— „Es ist der Ausreißer“, sagte Durtan. „Derweil wir Bridge spielten, schlief er im Wagen. Wie heißt du? Hast du Durst?“

Das Kind nickte.

Im Proviantkorb war noch etwas zu trinken, vierfärgiger Wein, in einem Silberflakon. Er mußte zu Essig geworden sein. Das Becherchen war aus massivem Gold.

Das Kind trank.

— „Hast du Hunger?“

Wieder ein Nicken. Er sprach nicht.

— „Das Mittel gegen das Leben? Das

Franoise, die aus Angst vor Dieben immer im Bett sämtlichen Schmuck anlegte, begann, ihn unter der Decke Stück für Stück abzunehmen. Sie fühlte sich unbehaglich angesichts dieser Straflingsmalzeit, die, wie bei einer Messe, im kostbaren Gefäße kredenzt wurde.

— „Warum bist du fortgelaufen?“

Er schien gar nicht zu hören. Wie hatte dieses Wesen auf den Gedanken kommen können, auszureißen? Es bestand aus Schlamm und Stein. Als er sich setzte, krachte alles an seinem Körper oder seinen Kleidern. Man hätte glauben können, daß diese Bewegung in seinem Leben nicht vorgesehen war.

— „Herr Durtan!“

Durtans Freunde riefen ihn, durchs Fenster. Hatte er nichts vom Flüchtling gesehen? Das Fahrrad war mit geplatzten Schläuchen, in der Nähe des Wagens gefunden worden. Wenn Durtan nichts dagegen hatte, wollte der Aufseher der Strafanstalt sich im Nebenzimmer installieren, von wo aus er die ganze Straßenkreuzung übersehen konnte.

— „Gib ihm ein bißchen Zeit, Durtan“, bat Franoise.

Man hörte den Aufseher nebenan ein treten, mit der Aiten unterhandeln, husten. Er hatte sogar beim Husten noch den südlichen Akzent. Der Junge

Franoise betrac wesentlich andere seinem der Tim, seinem Wesen zum den und abmenden kleiner Block, de hatte aus der Bewe er belebt durch d men, erschien er beleuchtet, dann w und er lebte in Fr Leben, ruheloser, (nur zu ahnen, da Ausnehmen und V der Aufseher das schönste aller An fassend verweisen die Tugend, mit dines wilden und Galismus schneller auf zu lassen.

Das Feuer war kind war, wieder den Fetzen aus Menschheit bekien winkerten wieder regte sich nicht, wyl davon entfer nungend zu wu Man lachte, er sich zu bewegen, seiner Glieder zu keltcamp oder it menden. Er bewa machte die scham ertragen. Er t

Zehn Jahre revolutionäre Literatur

10. NEUE ERZÄHLER DES NEUEN RUSSLAND

Malikowitz, Berlin

Zehn Jahre literarische Revolution, zehn Jahre eines unerbittlichen Kampfes um die neue Form, um den neuen Inhalt, um die Erfüllung des großen sozialen Auftrages...

Immerhin mag es für den paraxistischen Kritiker eine bedrückende Tatsache sein, daß die besten Prosaisker des neuen Rußland in ihrer Mehrzahl „Popuschiki“ d. h. keine Parteiliteratur, sondern mehr oder weniger bürgerliche Dichter sind.

Eine bedeutende proletarische Klassenliteratur hat Rußland bis jetzt noch nicht geschaffen, konnte sie auch nicht schaffen, weil eine mächtige Literatur doch nur auf einer literarischen Vergangenheit, einer literarischen Tradition aufgebaut werden kann.

Und doch bedeutet die gegenwärtige russische Literatur für Westeuropa eine revolutionäre Offenbarung. Sie ist auch in der Tat revolutionär in ihrer Sprache, in ihrer Technik, in der Form, in allen Erscheinungen des dichterischen Erlebens. Hier deckt eine revolutionäre Technik den noch immer vorhandenen bürgerlichen Hintergrund.

Alle Dichter des heutigen Rußland haben als „Serapiensbrüder“ oder als Schüler der „Akademie der dichterischen Prosa“ von Samojlin eine Schule durchgemacht, die den Neid jedes europäischen Dichters hervorgerufen hätte. Das, was ein junger europäischer Dichter nur mit Hilfe seiner dichterischen Inspiration erzielt, bewirkt ein Russe zum Teil mit der Handfertigkeit eines dichterisch ausgebildeten Meisters.

„Unsere Literatur wird spießbürgerlich“, klagt die heutige marxistische Kritik mit Unrecht. Spießbürgerlich wird die russische Literatur nicht, sie kann es bei der hohen Kultur der einzelnen Autoren nie werden, bürgerlich aber ist sie schon geworden, trotz ihrer revolutionären Herkunft, trotz des sozialen Auftrages der marxistischen Kritik.

Es gibt also keinen Hintergrund für eine revolutionäre Literatur.

Literarisch zerfällt die heutige russische Prosa-Rußlands in zwei große Richtungen, die man die „psychologische“ und die „stilisierende“ nennen kann oder, was dasselbe ist, die „Dostojewski- und die Gogol-Richtung“.

Die stilisierende Literatur — bei Malik durch Tjichonow, Tschonow, Nikitin, Saifschenko, Sosnina vertreten — ist weniger von internationaler Bedeutung. Sie ist nur schwer übersetzbar und dem Ausländer nicht immer verständlich. Diese sprachlichen Verzerrungen dieser Melodik der Sprache waren stets außerordentlich charakteristisch für die Literatur Rußlands.

Einige Dichter der Malik Anthologie wurden bereits in der „L. W.“ kritisch gewürdigt. Dichter wie Fedin, Babek, Ehrenburg, Gladkow, Romanow und Alexei Tolstoj dürfen den Leser bekannt sein.

Es ist ein Verdienst der Malik Anthologie, daß sie hier zum erstenmal die Spitzen der jüngsten russischen Literatur zusammen unter ein Dach gebracht hat. Die Mehrzahl dieser Dichter sind allerdings bis jetzt in Deutschland nur wenig bekannt geworden.

Der berühmte russische Romanist, der bei Malik vertreten ist, ist Zimbar, Donskoi. Es ist zu beachten, daß es der Schöpfer des russischen, historischen Romans — das große Epos von Tolstoj ist kein historischer Roman im eigentlichen Sinne.

Es ist leider unmöglich, im Rahmen dieser Buchbesprechung die 30 besten Autoren Rußlands kritisch zu würdigen. Entscheidend für die Beurteilung des Ganzen ist das allgemeine, sehr hohe Niveau des Buches. Unter den 30 Novellen könnte man keinen einzigen Fehler verzeichnen.

Die Malik Anthologie ist ein ausgezeichnetes Leitfaden für die Beurteilung des heutigen Rußland. Wer überhaupt über Rußland mit sprechen, den Geist der Revolution verstehen will, muß das Buch lesen.

Karl Otten hat einen Entwicklungsroman geschrieben, weil er ein wirklicher Dichter ist und weil er es aufzudecken nicht achtet, auf das Geflüster der Meute zu hören. Die Zeit arbeitet für ihn. Man wird, wenn wieder einige literarische Schlagworte verstummt sind (z. B. das Schlagwort der dokumentarischen Kunst), auf Autoren wie Otten zurückkommen.

„Die Prüfung vor Reife“ schildert die Entwicklung eines jungen Mannes, seine Leiden und Freuden, Erwartungen und Erfüllung. Es gibt kleine Städte und ihre Menschen, Landschaften, Originale und Frauen.

Otten hat eine seltsame, abgeklärte Art zu schreiben, sein Stil ist weich, fügt sich den Objekten an. Der Roman ist pointiert im guten Sinne. Nichts auch nur entfernt Konventionelles findet man wesentlich, einfach, echt, fast herbstlich schön. Ein ausgereiftes Buch.

Richard HUFENBERG

Ludwig Renn: Der Krieg

Frankfurter Sozialverleger, Frankfurt a. M. Plötzlich ist es wieder der Krieg, der zum Gegenstand vieler Neuerscheinungen wird. Es ist nicht mehr der Krieg, wie er vor acht bis zehn Jahren geschah, wurde, der grünen, zerstörende, menschenvernichtende Krieg. Heute nach zehn Jahren ist der Krieg eine vergangene Wirklichkeit, eine Lebenssphäre, die es einmal gab, die nach mehreren Monaten schon nicht viel anregender war als das Leben in einem Warenhaus, in einem Büro, in einer Fabrik. Es war Krieg, das war eine nicht abwandelnde Tatsache, ein Lebenszustand, Menschen wurden zerrissen, schrieben auf, starben, aber zehn Schritt von ihnen entfernt, half man, Umstände blockhausähnlich eingerichtet mit Vorrichtungen, daß die Ratten, das Brot nicht zernagten, mit phantastischen Tischen und Lagen, und die Menschen waren auch nicht viel anders, als zu zu Hause gewesen waren, gütig und böse, leichtsinnig und verantwortlich und meist alles zusammen.

Von dieser Wirklichkeit, die der Krieg nach erzählt Ludwig Renn in seinem Buch einfach, unpathologisch und sparsam. Stets sind es nur Einzelheiten, ein Vorstoß kostet vier Tote und ein Sanitäter. Bekannt, sich feige, ein Pappvorkrieg ist erfolglos und im Unterstand spielen drei Landschichtende Skat. Und dies alles wird ordentlich der Reihe nach erzählt mit einer Schlichtheit, um die jeder Berufsschriftsteller diesen Soldaten beneiden könnte. Es werden keine großen Perspektiven gezeichnet, werden auch keine packenden Bilder gezeichnet. Und sehr Schmeißliches. Die Absichtslosigkeit, die durchs ganze manliche Zurückhaltung in der Schilderung münden aus diesem Buch ein Dokument, das durch seine Wahrheit für sich selber spricht und über den Krieg mehr sagt als alle Anklagen und Verteidigungen. Wolf ZUCKER

Friedrich Hansen: Vörogenes Volk

Verlag durch Georg Olms und Armenien. F. A. Brückhaus, Leipzig. Menschen, Europäer, Christen sind schuldig über die barbarischen Methoden, die Türken gegen Armenier anzuwenden pflegen. Solange die unmöglichen Massakers in allen Whitechappels der Welt noch stattfinden, ist das Pathos des Völkermords in Sachien, Armenien ein schlechter Witz. Friedrich Hansen, Vörogenes, schließt mich weniger als Londoner Reportage über die Zustände in Whitechappels. Ich möchte damit nicht sagen, daß die armenischen Daten nicht genau und wahrhaftig sind. Ich möchte nicht sagen, daß die entsetzliche Schlachtere der Türken der 1915-1916 (unter des offizien, Deutschland) begangenem Schrecken eine Million Armenier zum Opfer fielen, etwas anderes ist als wehlich. Ich möchte nicht sagen, daß die Methoden des Abküllens, des Deportierens mit föhlichen Abgang, der letzten Zwangsansiedlung in Konzentrationenlagern etwas anderes sind als verurteilt. Man hat eine Million Menschen in fünf Jahren durch Kuznet, Flöcktypen, Hunger und Transport ermordet. Man hat sich in Europa aufgeregt und nichts getan. Man hat gedroht und alles aufzu lassen. Armenien ist kein Land, um

Soeben erschienen in unserer neuen Reihe

Deut. Welt 5/1929 No. 2 S. 5

BUCH-CHRONIK DER WOCHE

Theodor Dreiser: Sowjetrußland

Paul Zsolnay, Wien-Berlin

Amerika, das Land der Wolkkratzer und Milliarden, ist die „letzte Mode“ im Lande der Hüllen und Kommunisten. Unendliche Vorträge werden veranstaltet, Bücher gedruckt, Vorschläge vorgebracht, um die U.S.S.R. über Nacht in eine Art sozialistische U.S.A. umzuwandeln. Jede kleinste Stadt in Sibirien oder in der Ukraine nennt sich stolz das Chicago oder Boston der Zukunft, und die Stadtväter schlagen wichtigthuend in den Konversationslexika nach, ob es in San Francisco vor 50 Jahren auch keine Kanalisation gab. Kein Wunder also, daß Theodor Dreiser, der nichtkapitalistische Amerikaner, von der Sowjetregierung zu einer viermonatigen Studienreise nach Rußland eingeladen wurde. Theodor Dreiser besuchte Moskau, Petersburg, Nord- und Südrußland, Russisch-Asien, sogar den Kaukasus, und teilt nun in einem 400 Seiten starken Buche die Ergebnisse seiner Reise mit.

Es ist nicht leicht, über Rußland zu schreiben, insbesondere nach einer Reise, die man als Gast der Regierung mit einem kommunistischen Dolmetscher an der Seite unternommen hat. Die doppelte Gefahr, nur die Potemkin-Dörfer zu besichtigen, oder alles für Potemkin-Dörfer zu halten, und für jede Unvollkommenheit die „blutige TscheKa“ verantwortlich zu machen. Theodor Dreiser gelang es nicht nur, beiden Gefahren zu entgehen, sondern auch ein wirklich kluges Buch über Rußland zu schreiben, und, was wichtiger ist, die Verhältnisse in Rußland mit objektiven Blick zu beurteilen.

Der Dichter als Reporter löste hier eine Aufgabe, der so mancher wirkliche Reporter nicht gewachsen war.

Man darf allerdings die Ergebnisse einer offiziellen Reise nicht überschätzen. Ein Kenner Rußlands könnte in dem Buche eine Unmenge Größtes und kleinster amerikanischer Naivität entdecken, eine Reihe von Fehlern, denen aber jeder Ausländer in einem fremden Lande zum Opfer fallen muß. Viel wichtiger als diese „Druckfehler“ ist der klare, manchmal überraschend scharfe Blick des Dichters, der mit einer wahrhaft dichterischen Intuition das Wesen des heutigen Rußland erkannte.

Die wertvollsten Abschnitte des Buches, die persönlichen Erlebnisse des Verfassers, die Beobachtungen, die er in den Hotels, in der Eisenbahn, in den Antern, in dem öffentlichen Leben machen konnte, sind überhaupt das Beste, was die Heftliteratur über Rußland bis heute aufzuweisen hat.

Für Theodor Dreiser, für den Amerikaner war die U.S.S.R. nicht nur ein reiches Beobachtungsfeld, sie war eine neue Welt, die sich nicht im Geringsten nach den gewöhnlichen Maßstäben messen ließ, eine Welt, die jeder andere Amerikaner hasste, oder an der er, von ihr begeistert, zum glühendsten Anhänger werden mußte.

Es ist ein Verdienst des Dichters, daß er ohne Skepsis, ohne übermäßiges Lob, ohne Spott die Meinung eines englischen, wenn auch etwas naiven Amerikaners über Rußland niederschreiben vermochte.

Für die erstaunliche Objektivität Dreisers spricht eine kleine Tatsache, die er nur ganz nebenbei erwähnt, die aber ihm persönlich kaum gleichgültig gewesen ist: Die Sowjetregierung hat während seines Aufenthaltes die Übersetzung der „Amerikanischen Tragödie“ trotz seiner Befürwortung verboten. Welch anderer Dichter hätte nachher ein bekannstes Buch über seinen Zensor geschrieben?

ESSAD-BEY

Die Tschechen / eine Anthologie aus fünf Jahrhunderten

R. Piper & Co., München

Der treffliche Slawist und sehr begabte Essayist und Übersetzer Paul Elsner, einer der geistreichsten kritischen Köpfe des heutigen deutschen Prag, hat hier die schwere Aufgabe gelöst, einen Querschnitt durch das religiöse, geistige und literarische Leben des tschechischen Volkes seit dem Reformator

Jan Hus (1361-1415) bis zur Gegenwart in einem Band von 440 Seiten zu geben. Die Lektüre ist dem reichsdeutschen Leser auf das Dringendste zu empfehlen. Die dumme, aufgeblasene und ignorante Verachtung, die unsere Öffentlichkeit bis in die gebildeten Schichten hinauf (die sogenannten Literaten nicht ausgenommen) für die kleineren slawischen Nachbarn hat, muß aufhören. Ich kenne Akademiker, die Prag im Ernst für eine polnische oder galizische Stadt halten, und wenn man sie aufklärt, schämen sie sich noch nicht mal. Das seien eben die balkanischen Läusevölker und Hammelcheile, vor 1918 haben sie bei Belgrad begonnen, jetzt beginnen sie schon bei Bodenbach. Die Hauptschuld trägt die deutsche Presse, und durchaus nicht nur die rechtsgerichtete. Die allgemeine Paruse von der „Balkanisierung Europas“, die unsere Zeitungen aufgebracht haben, trägt jetzt ihre Früchte.

Die Geistesgeschichte der Tschechen ist die traurigste, die sich denken läßt. Zwischen 1620 und 1820 ist ein großer Riß, eine große Leere: das tschechische Eigenleben ist in einem radikalen Massaker, das die Habsburger angerichtet haben, zu Boden geworden. Die tschechische Sprache hört fast auf, eine Schriftsprache zu sein; sie ist die Sprache der hiesigen Bauern und der Dienstboten. Erst mit Jungmann und Palacký beginnt der Wiederaufstieg. Es ist also so, als ob es in Deutschland zwischen Münzer, Hutten, Reuchlin einerseits und etwa den Brüdern Grimm und Leopold Ranke andererseits kein eigentliches deutsches Geistesleben gegeben hätte. Man denke sich das aus. Aber so kam es auch, daß die ergreifenden altpatristischen Sätze der neuen Christen um 1500 und 1600, eines Chelický, eines Comenius und der böhmischen Brüder über die Lehre hinweg unmittelbar bis tief in die Gegenwart nachklingen, ein Beznice oder Breznice ist wie ihr legitimer Sohn, nach so vielen toten Generationen. Der heutige Stand der Dichtung braucht den Vergleich mit dem deutschen nicht zu scheuen.

Eisner vereinigt Abschnitte aus diesen religiösen, mystischen und lebendigen, aus Politikern, Erzählern, Lyrikern und literarischen Denkern. Mit Stämmen wird man z. B. den berühmten Offenen Brief Palackýs, das geistige und politische Wiedererwachen von 1818, lesen, in welchem er sich gegen das Frankfurter Vorparlament wendet, weil es die österreichische Monarchie schwächen wolle, die als ein Bollwerk gegen Rußland — gegen das dem Tschechen doch stammverwandte Rußland! — stark bleiben müsse. „Um des Heils von Europa willen darf Wien zu einer Provinzialstadt nicht herabsinken. Deutschland müsse eine Republik werden, von den Grenzen Österreichs muß ich aber jeden Gedanken an Republik im Vorhinein entschieden zurückweisen. Denken Sie sich Österreich in eine Menge Republiken und Republiken aufgelöst — welche ein willkommenes Grundbaue zur russischen Universalmonarchie!“ So groß war damals noch das Vertrauen der tschechischen Nationalführer zu Österreich, trotz dem Furchtbaren, was geschehen war. Fünfzehn Jahre später nimmt er, mit gutem Recht, diese optimistischen Worte reuevoll zurück: Österreich habe das historische Recht verliert, überhaupt noch als Großmacht weiter zu existieren. Niemals hat sich die Dummheit eines Monarchen so weithistorisch manifestiert wie in diesen kritischen 15 Jahren, in denen Österreich und die Dynastie durch die Tschechen für Jahrhunderte hätte schreckgestellt werden können. Die dichterischen Proben sind so gut übersetzt, wie Verse überhaupt übersetzt werden können. An diesen Übertragungen hat u. a. der hochverdiente Otto Pick mitgewirkt. — Nochmals: was die blöde Hochsnäblichkeit gegen die slawischen Nachbarn nicht mitmachen, sondern diese Kennenlernen und achten lernen will, muß unbedingt zu diesem Buch greifen. Wir hoffen, das ihm recht bald eine ähnliche polnische und slawische Anthologie folgt.

W. H.

Anti-Sachlichkeit

Rud. Jac. Humm. Das Linsengericht Urbain-Vieland, Freiburg.

Haas, Fleisch: Auszug und Wiederkehr. Wasser Vogel-Verlag, Berlin.

Man trägt wieder Herz verkündet das

gestellt worden. Es lautet: Absage an die moderne Nüchternheit, Festnagelung des seelenlosen Zeitbetriebs, Rehabilitation von Gefühl, Problematik, Inneleben. Auch die Handlung, in der dieses Programm sich verwirklicht, ist wie vorgezeichnet. Baldemal steht ein länger nagerer, bebrillter Dichterdjüngling gegen eine feindselige Gruppe smarter Zeitgenossen, beide mal spielt sich der Seelkampf im Rahmen einer Durchschnittsgesellschaft ab (Skizzen und Fremdenroman). Baldemal sieht man die Beziehungen der zusammengeballten Gegenspieler vielfach wechseln, beide mal wird der eine Opponent in den Strudel sehr unheimlicher kleiner Begebnisse hineingezogen und darin zu einem andern Menschen gebräut. Der Schluß ist allerdings verschieden: Humm läßt seinen Helden reifen, Fleisch ihn bloß sein Programm korrigieren, innerliche und äußerliche Lösung, charakteristisch gleich für die Art, in der die beiden an ihrer eigenen Absicht stehen. So verblüffend ähnlich die Handlung und der Vorwurf der beiden Bücher, so völlig verschieden die Durchführung. Als ob jemand hätte demonstrieren wollen, wie's gemacht werden kann und wie's auf keinen Fall gemacht werden darf.

Humm hat aus dem Thema oder hand, Erstaunliches an Lebens- und Menschenkenntnis herausgeholt. Das Gegeneinanderspiel seiner in räumliche und zeitliche Fuge geknüpften elf Figuren ist zwar nicht immer klar, aber durchaus tief und einschüchtig aufgezeichnet. Es vollzieht sich kein Schicksal, es passiert nicht eben viel, aber die kleine Zeit von zwei Ferienwochen erscheint beinahe als Paradies der großen, ganzen, wirklichen Lebenszeit. Gewiß, es sind unlichte Stellen darin; aber im Meisten ist es gefällig, konzis, bringt Schwerfälliges auf zutreffenden Ausdruck. Besonders anregend schien mir die Benützung von seelischen Regionalismen: die Gestalten sind international gemischt, aber alle assimiliert an die besinnliche, unvernünftige, gesunde Schweizer Stummheit, die selbst den flackernden Unstilleiten noch etwas Gegengedankes, seelisch Seelhaftes gibt. Nur der Berliner, Prototyp der neuen Sachlichkeit, kann sich nicht eingliedern, er bleibt peinlich individuell, trotz allem Klischeefallen, seiner Gattung, gegenüber dem Zufallsein in der Skizze, aus dem die Hand des Dichters wie zögernd nur und gelegentlich die Einzel-Teile herausformt. Ein mutiges Buch ist das, von sympathischer Ernsthaftigkeit, sich bekennend zur Wichtigkeit des Unschönen, unsentimental und unzynisch und also eigentlich gerade das, was es anprangern will: sachlich. (Denn die Sachlichkeitsfanatiker sind ja im Grunde die Sentimentalen und Zynisten, so wie auch die Böhmiens im Grunde Spieler sind.) Der „Empfindsame“ hat ein gerades Herz, von dem er Gebrauch macht, undurcht viel heilschäftigen können seinen. Und noch in einem zweiten Punkt erweist er sich im guten Sinn als der, der er eben nicht sein wollte, als Intellektueller. Denn was bei ihm in oft höchst wunderbarer dichterischer Anschaulichkeit dargestellt wird, sind weniger Menschen und Dinge, als Gedanken. Deshalb ist sein Buch ebensoviel kritischer Essay wie Roman, und deshalb als Roman etwas halbgeschlechtlich. Aber ich denke, wir müssen es in Kauf nehmen, daß die alten Tafeln zertrümmert werden, die Vorräte und Zwiespältigkeit in der wir leben, sich nur auch formal zu ihrer Hälfte bekennen, wenn mehr denn noch nicht gegeben ist. Humm ist sich wahrscheinlich selbst nicht darüber klar, wie sehr sein persönliches Bekenntnisbuch zeitgemäß und lebensaugenblicklich ist, er verfallt, aus irrig planendem Bewußtsein, in die Beschwörung längst gestorbener Götter, und da liegt auch die Gefahr, daß er einer größeren Aufgabe nicht gewachsen ist. Aber er hat viel Mut und deshalb wollen wir sein Weiterschreiben mit Freude erwarten.

Humm hat seine Zeit und sein Erlebnis ernst genommen, deshalb wirkt es ernst, auch wo es lächerlich ist. Fleisch hat eine Zeit satirisch schreiben wollen und deshalb kann man auch das Ernste bei ihm nicht ganz ernst nehmen. Er ist in Allem die — sicher ungewisse — Parodie auf Humm's Buch. Was bei diesem irrational, ist bei ihm bloß windig, was dort zeitgemäß, ist hier nur modern. Allein schon, was inhaltlich aus dem Thema hervorgeht, ist die vulgären Theatermittelchen

Schlaf sich geh
guten S
rines re
stelter
daß di
chen; e
was sic
Was
ist bei
geschei
zu lese
Denn i
zu selb
Materia
schied
auch d
der Ze
Humm
und i
der ei
recht
recht

Fr

Wei
maße
Büche
derba
kann
Mens
wir
japan
bar,
dauer
ist i
hätten
mir
Zeit
Jahre
orden
Östen
sem
ansel
lich
der i

Vo
nicht
yon
Vors
kri.
Vors
beste
schle
rade
Jahr
aber
Heis
legen
am
der
die

geg
mel
weil
mit
Den
gen
röel

D
hier
Bes
wor
essa
lich
nich
zich
war
mo
selb
Ni
fer
ne
bra
vor
Sa
zu
ab
Qu
da
die
th
we

02.07.1926

Notizen usw.
(Fortsetzung)

Daß es Leute gibt, die sich in deine Bücher Randnotizen machen, weißt du. Daß diese Leute nie Bleistift, sondern immer Tintenstift nehmen, versteht sich wohl streichen sie ganze Seiten an auf beiden Rändern, von oben bis unten. Dazwischen Anmerkungen und Fragezeichen, letztere häufiger. Sie wollen dich davon in Kenntnis setzen, daß dein Buch sehr kritisch und von einem feinkörnigen Menschen gelesen worden sei. Was auf dich einen kolossalen Eindruck macht.

Zwei Worte noch zum Schluß über einen anderen Menschen, den wir alle kennen — oder zu kennen wünschen. So oft er bei uns sitzt, sitzt er versonnen und sehr lange vor unserer Bibliothek, holt sich dieses und jenes Buch und blättert mit stiller und rätlicher Achtung darin. Stets stellt er das Buch wieder ordnungsgemäß an seinen richtigen Platz, ohne dabei das Nachbarbuch, selbst nicht, wenn es gehelft ist, zu empfinden oder zurückzuschieben. Manchmal beobachtet wir, daß seine Hand immer wieder an dieselbe Stelle greift: das Buch möchte er am liebsten in unserem Zimmer lesen, wenn nur die Zeit dafür vorhanden wäre! Aber er achtet es, daß wir dieses Buch besitzen; er weiß, daß wir es besitzen, weil wir es lieben, darum ist es ihm sakrosankt. Aber wir sind auch keine Unmenschen; wir lesen in seinen Augen und lauschen in seinen Gesprächen, und eines Abends drücken wir ihm das Buch in die Hand. Er weiß, was für ein Opfer wir bringen. Er würdigt es. Und er bringt das Buch bestimmt nach drei, vier Tagen wieder, und es hat einen dicken, doppelten, an allen drei Seiten um den Buchdeckel geschlagenen Papierumschlag bekommen, den er ordentlich zueinanderwickelt.

Immer helfen wir gern Bücher. Obwohl uns die Lücke im Bücherschrank schmerzt.
Martin REHM-SCHWÄNZRACH

Gedichte, die einen Wert haben

Unkannlich haben Gedichte, soweit sie keine Reklamaverse sind, lediglich einen „höheren“ Wert, der in den kritischen Schriften festgelegt wird, und mit den grammatikalischen Vorzügen, die der Dichter erhofft, nicht das Geringste gemein hat. Die guten alten Zeiten, in denen das Gedicht als angesehene Formel auch praktisch von Nutzen sein konnte, sind längst vorbei. Einen höchsten praktischen Wert aber hat es. In der heutigen Gedichtschreibung bei den Deutschen und den Turkmenen-Sippen, wo ein jeder angesehene Führer zugleich ein Versmacher sein muß. Der Führer dieser Nomadensippen, seine Generale und Verbündeten sind zumeist Analphabeten, wenn eine Hutschaft oder ein Befehl irgendeiner fernen Sippe übermittelt werden muß, ist der Bote gezwungen, den ganzen Befehl auswendig zu lernen. Um das nun dem Boten zu erleichtern, werden diese Befehle von den Führern in Versen verfaßt. Ein Befehl in der Form eines Orients ist nicht nur liebenswürdig, als ist der Apfelspruch (was im Orient höchst wichtig ist), sondern kann auch nicht so leicht von dem Boten vergessen oder geändert werden.

Diese Gedichte sind meist höchst lyrisch und werden von den Nomaden auch außerhalb des Anlaßes gern zitiert. In Europa möchte man diesen Anlaß zur Nachahmung empfehlen. Ein Gerichtsbescheid in der Form eines Sonetts würde sicherlich großen Anklang finden.

In Amerika hat man an manchen Orten die Gedichte auch in modernem Sinne nutzbar gemacht. Auf den Länden, an großen Straßenkreuzungen, wo der Autoverkehr ziemlich reger ist, hängen manchmal über der Straße Plakate mit einem Doppelvers, von dem aber der zweite Reim fehlt. Die Überschrift lautet: „Platz zuerst den Reim, dann kannst Du weiter fahren.“ Die Verse werden allwöchentlich geändert. Ähnliche Versuche sollen auch in Japan vorgenommen worden sein.

Auch in Rußland haben die Dichter seit einiger Zeit erkannt, daß sie, um ihre Existenz zu rechtfertigen, sich dem Staat nützlich machen müssen.

Einige Dichter, wie z. B. Majakowski, haben bereits ihre lyrische Tätigkeit eingestellt, und sich dem Staat als Vorwärtler literarisch wertvoller Reklamaverse zur Verfügung gestellt. Andere haben den Staat nützliche Themen zu stellen, die die Dichter dann lyrisch bearbeiten könnten. Es wurden Themen gestellt wie: „Abtreibung“, „Schulzwang“, „Agrarpolitik“, „Steuern“ und dergl.

Der interessanteste Versuch dieser Art wurde in Tschekistan vorgenommen, wo die Dichter durch das Land zogen und in Kaffeeversen sozialistische Vorträge hielten. Einige von ihnen wurden dabei von den Bauern erschlagen.

Auch für den Dichter persönlich kann seine Fähigkeit unter Umständen von praktischer Bedeutung sein. Interessant ist eine Geschichte, die seinerzeit der berühmte Wiener Orientalist Prof. Wambéry erlief. Auf seinen Forschungsreisen kam der Gelehrte nach Buchara, wo er vor dem Emir geführt wurde. Von aller Tugenden, die der Mensch besitzen kann, schätzte der Emir nur die hohe Kunst der Kalligraphie, und so hat er auch Wambéry, einen Vers aus dem Koran niederzuschreiben, einen Vers aus dem Koran niederzuschreiben. Wambéry besaß eine entsetzliche Handschrift, als der Emir seine Hieroglyphen sah, empfand er sie als eine persönliche Beleidigung und befahl, den Gelehrten zu enthaupen. Wambéry kniete aber vor dem Emir nieder und improvisierte ein persisches Gedicht. Das Gedicht wird auch heute noch in Buchara gesungen. In deutscher Übersetzung lautet es: „Oh, Gebieter, ich weiß, daß meine Stunden größer sind als der Kaspi-See. Im Vergleich zu der Breite Deines Wohlwollens sind sie aber dünner als ein Haar. Oh, Gebieter, Deine Macht ist unbegrenzt, und nur Du kannst das Schlimmste meiner Vergehen in eine Bagatelle umwandeln.“ Worauf der gekürzte Emir Wambéry begnadigte. Diese Geschichte ereignete sich erst vor wenigen Jahrzehnten.

Ungefähr zu gleicher Zeit hätte der Nachbar des Emirs von Buchara, der Chan von Chiwa einen Vierzeiler verfaßt. Der letzte Vers wollte sich nicht reimen, die Hofleute, die Gelehrten, sogar die Dichter konnten den Reim nicht finden, und der kunstbesitz-

ende Landesvater war tief unglücklich. Eines Abends spazierte er mit seinem Minister vor den Toren der Hauptstadt und rezitierte trübe seinen Vierzeiler. Dieses hörte ein tiefverschleiertes Mädchen, das sich plötzlich dem Chan näherte und den vierten Vers gereimt aussprach. Ohne ihren Schleier gehoben zu haben, nahm sie der Chan in seinen Palast, wo sie sofort getraut wurden.

Man sieht, daß — außer den plumpen Honorarforderungen — die Gedichte auch in unserer materialistischen Zeit ihren Platz haben und der ganzen Menschheit von praktischem Nutzen sein können.

Der Wert des geschriebenen Wortes

Es gibt verschiedene Ansichten über den Wert des geschriebenen oder gedruckten Wortes. Die Erfindung der Druckpresse hat viel zu der menschlichen Flegelhaftigkeit und Unwissenheit beigetragen, sagte Tolstoi. Auch das geschriebene Wort ist — Gott! — sagte noch vor kurzem einer der größten Kritiker unserer Zeit. Heute ist der Wert des gedruckten Wortes minimal; das gedruckte Wort ist erniedrigt, verpöht, verunstaltet und trägt den Stempel einer Massenware. In Zeitungen, in Briefen, in Kinobroschüren werden täglich Millionen von Worten niedergeschrieben. Alle können schreiben und somit das göttliche Wort lästern. Die Zeiten der Verehrung des geschriebenen Wortes sind vorbei.

Früher wurde das geschriebene Wort verehrt. Die Niederschrift eines Liebesbriefes in Babylon oder in Ägypten konnte wochenlang dauern, seine Vernichtung galt als ein Verbrechen. Selbst den Pharaonen ist es nie eingefallen, fremde Briefe zu vernichten. Höchstens wagte man die Unterschrift eines alten Helden durch seine eigene zu ersetzen. Das Wort war eben keine Massenware, es galt so viel wie ein Menschenleben.

Die bemerkenswerteste Geschichte über den Wert des geschriebenen Wortes stammt aus der Biographie des arabischen Dichters Tarafa, der sich im 6. Jahrhundert n. Chr. am Hofe eines arabischen Fürsten um seine dichterische Unsterblichkeit bemühte. Wie alle Dichter seiner Zeit war Tarafa ein Analphabet. Er improvisierte seine Verse, fand Hörer, fand Leute, die sie auswendig lernten, fand aber keinen, der sie niederzuschreiben vermochte.

Der Einzige in der Stadt, der die Kunst des Schreibens beherrschte, war der Fürst, und die Beziehungen zwischen ihm und seinem Hofdichter waren nicht gerade die besten. Denn Tarafa war ein Sattler, ein Verkäufer der öffentlichen Meinung und als solcher keineswegs ein Freund des regierenden Fürsten. Als seine Nerve über den Fürsten zu klappte, beschloß dieser, sich des Dichters zu entledigen. Er schrieb einen Brief an einen Schreibblinden Statthalter einer fernen Provinz, mit dem Befehl, den Vorleser dieses Briefes anzuweisen zu lassen. Mit der Übermittlung dieses Briefes wurde Tarafa beauftragt. Unterwegs begegnete er einem Weisen, der gleichfalls zu lesen verstand; der Begrüßung des Briefgeheimnisses existierte damals

noch nicht, und so erzählte Tarafa von dem Schicksal, das ihn bevorstand. „Wirf den Brief in den Strom und verschwinde“, rief der Weise. Tarafa aber überlegte eine Weile und sprach darauf ein längeres Gedicht, das in deutscher Übersetzung lautet:

„Lesen und Schreiben sind hohe Künste. Ein Künstler soll nicht die Kunst eines Anderen vernichten. Das Wasser im Ströme ist zu schmutzig, der Sand in den Wästen zu trocken, um ein Schriftstück zu bergen. Tarafa vernichtet keine Kunstschätze; wer weiß, vielleicht kommt die Zeit, wo man auch seine Lieder lesen und schreiben wird.“

Er bog sich zum Statthalter und setzte sich pflichtgemäß auf den Pfahl, worauf der erschütterte Weise sein Gesicht der Nachkommenschaft überlieferte.

Überflüssig zu sagen, daß sich genug sentimentale Leute fanden, die später seine Lieder arabisch und englisch vorlegten. Heute feiert dieser Verherr der geschriebenen Wortes sein 1400-jähriges Jubiläum.

MANUSKRIPTE

haben ein besonderes Gesicht, wenn Sie sie bei Carstens, Berlin W 50 abschreiben oder vervielfältigen lassen. Rankstr. 28 und Kurfürstendamm 16 (Bavaria B. 4, 4378)

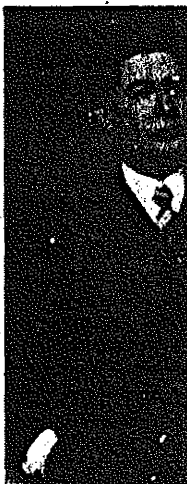


1. — 29. Tausend, 409 Seiten, 20 Bilder. Kartoniert RM 2.50, Leinen RM 4.80

MALIK-VERLAG

HEINRICH EDU.

Gewiß, ein paar B. den Erzähler Heinrich zuschreiben, nenne ich zwei wesentlichsten B. „Dämonen und Narren“ und die Japaner. Das, zwei Jahren, das andere naten. Ernst Rowohlt i. Jacob. Das ist ein Schriftsteller, und ich seinem Lobe. Er hat in



eine spiegelnde Intelligenz, ein weltliche eine tiefe Urbanität.

Wie die literarische — und sie liegt nicht kann das Gesagte als haffes Kompliment zugeht ist es in keiner Weise.

Der oft recht billig wandte Kontrast von sation, Brand und Intell mal dazu geführt, die provinziellsten und Vorstellung zu verwech wisse breite Gemütssta ders Erringung zu nem sich, wenn man einen telligent und bereit ne aus, man nenne ihm l mentlos und wenig u zuletzt der Richtigkeit höheren Rang der „Tiefe“ eines Schrifts sprechen, muß man s und schematischen Aus wertens sich in acht, dem, also wahr, ja, alles subaltern und ist. Schwierig ist es, d zu Zeit in Deutschla Wenn also Jacob a

China nicht, er trägt seine ischen Vorurteile an China an. Schon die Art, in diese Buches sprechen, zeigt nur, daß es sich hier um wasse handelt, die die bolschistische Politik mit einem an fortsetzt. mir nicht unwesentlich, daß Streik von einem Deutschen isziert worden ist. Aus mei- will ich hinzufügen, daß der militärische Leiter des Ge- schick ein deutscher Baltikum- e Ausländer — ihrem Wesen i Ungern-Sternberg verwandt — die chinesischen Verhältnisse aupien dann, Sunyatsen habe i bolschewistisch oder demo- nperialistisch-technisch verstan- rheiten — bewußt oder unbe- h, und somit gegen das chine- as sie nicht nötig hat. Ich nner der Verhältnisse einmal f hinweisen, daß die chine- i nur eine chinesische sein ive und Absichten sind durch de von den Zielen der hilf- er entfernt. Geschäfte sind da n. Menschheitskämpfer im euro- sind unerwünscht und müssen r oder später lächerliche Fi- eder, der Amerika kennt, weiß, rity" ein prachtvolles Mittel apitalismus moralische Hinter- schaffen. Es ist höchste Zeit, sen, daß die modern gewordene China ein moralistischer Kniff e sich praktisch betätigt, Wicungen haben kann.

Richard HUELSENBECK

hi: Geschichte Rußlands

Hirschfeld, Leipzig.

ber dieses Werkes des großen storikers Pokrowski, Wilhelm eht das Unternehmen mit der schlechte" Franz Mehrings. Die- könnte irreführen. Franz Meh- l ungleich aggressiver, kämpfe- cher. Es war ein Buch der e vorliegende Geschichte Ruß- cht im Gegensatz zu der von eforderten Ideologie und Gesin- in einem kommunistisch re- ist es nicht etwa- ist allergrößtem Interesse, ja ge- außerordentlichen Wichtigkeit lehtmarxistischen, „bürgerlichen“ storie. Selbstverständlich gibt es setzungen, die sich auf die marx- n gründen, die man ablehnen ann, auf jeden Fall aber hinneh- : Geschichte Rußlands ist für e jede Geschichte, eine Dar- lassenkämpfe aller Zeiten. Ober- oder Unrichtigkeit dieser Vor- ucht nicht diskutiert zu w- end ist, daß Pokrowski eine rheit in der Reduzierung aller Phänomene auf ökonomische ringt. Besonders für das Ver- en Zeit, für die verwickelte Ent- ite des großen Nowgoroder und es, für die Bildung des gro- ches im Süden ist der ökon- spunkt nicht nur eine gute überhaupt eine unerläßliche Vor- r hat die marxistische Dar- storie des alten Rußland ent- Sie hat die kleinen und gro- ulh barbarischer Gutsbesitzer r Kapitalisten klar einge- e allgemeine Geschichte des Mittelalter. Dieselbe ausgezeich- eherrschaft auch die entlarvende Aufhebung des Leibeigenschafts- erührt Einzelheiten, die die Geschichtsschreibung Ruß-

Ein ganz besonderes Lob aber verdient die Sprache dieses Geschichtsprofessors. Sie ist im besten Sinne populär. Das bedeutet, daß voraussetzungslos berichtet wird, ohne daß der Leser darum wie ein Idiot behandelt wird. Der Leser soll eine geordnete Fülle von Kennt- nissen empfangen, und er empfängt sie wirk- lich durch dieses Buch. Von wie vielen wis- senschaftlichen Büchern der Gegenwart kann man das behaupten? Wolf ZUCKER

Michael Smilg-Benario: Von Kerenski zu Lenin
Amalthea-Verlag, Wien.

Die größte aller Umwälzungen, der Zusam- menbruch des alten Rußland und der Stog des Bolschewismus hat bis jetzt noch keine erschöpfende Schilderung gefunden, die wirklich als Geschichte und nicht als Tagespolitik auf- gefaßt werden könnte. Die ungeheure Zahl der Schriften, die die Ereignisse vom Februar bis Oktober 1917 behandeln, sind entweder Erinne- rungen von Zeitgenossen, also lediglich histori- sches Material, oder historisch gefärbte Arbeiten der Politiker, die ihre damalige Rolle zu recht- fertigen versuchen. Sogar das beste bekannt- gewordene Werk über den russischen Zu- sammenbruch, die zweibändige „Geschichte der Revolution“ von Miljukow, ist, trotz der wissen- schaftlichen Qualität des Verfassers, doch nur das Buch eines lebenden Politikers, der unmög- lich über sich selbst ein geschichtliches Urteil fällen kann.

Ein historisches, also objektives Studium der Revolution ist jetzt überhaupt noch nicht mög- lich. Es fehlt nicht nur an Material (z. B. über den Juli-Aufstand), auch die Perspektive ist noch nicht da, die eine historisch-philoso- phische Begründung der Tatsachen möglich machen könnte.

Und trotzdem ist heute eine sachliche Ge- schichte der russischen Revolution eine ob- jektive Mitteilung aller Ereignisse und ihrer Beweggründe eine fühlbare Notwendigkeit, die nur wenig vorläufig nur von einem Nichtrussen erfüllt werden kann.

Michael Smilg-Benario, der Verfasser des sehr wertvollen „Zusammenbruches der Zaren- monarchie“, ist nun der Nichtrusse, der diese Lücke in der geschichtlichen Literatur vorläufig ausgefüllt hat. Seine neue Arbeit „Von Kerenski zu Lenin“ kann als die erste historische Dar- stellung der blutigen neun Monate aufgefaßt werden. Wirkliche Beherrschung des un- geheuren Stoffes geht hier Hand in Hand mit

begründetem Urteil und sachlicher Erklärung der Ereignisse der Revolution.

Der leitende Gedanke des Buches, daß der Zusammenbruch des Kerenski-Regimes durch seinen hartnäckigen Wunsch, den Krieg un- bedingt „siegreich“ zu Ende zu führen, ver- ursacht wurde, dürfte heute kaum von je- mandem angezweifelt werden. Diese Theorie durch zaffreiches Material belegt zu haben, ist ein Verdienst des Verfassers, der eine wirk- lich lückenlose Schilderung der Politik der einzelnen Parteien der Sowjets, der Bourgeoisie und des Militärs gegeben hat. Diese nackte Schilderung der Ereignisse ist erschütternd, vielleicht gerade ihrer kühlen Sachlichkeit wegen. Man gewinnt den Eindruck, daß es noch nie in der Welt so viel lächerliche Phrasenologie gegeben hat, so viel Verlogenheit, Naiv- tät und vor allem Dummheit, wie in jenen phantastischen neun Monaten. Man stelle sich nur eine geheime Sitzung des Ministerrates vor, in der man den Redner, den Oberbefehlshab- der gesamten Wehrmacht bittet, nicht zu offen über die Lage der Armee zu sprechen, weil irgendeiner von den Ministern die Militär- geheimnisse dem Feinde — also dem deutschen Generalstabe — preisgeben könnte. Das ist ein Bild, das sicherlich einzig in der Ge- schichte dasteht; hier aber in dem Buche von Smilg-Benario nur ein Glied in der langen Kette der unglaublichen Lächerlich- keiten, die, je nach dem Stand der Dinge, mit Brutalität, Leichtsin, Unverantwortlichkeit und Verrat gepaart waren.

2.50 RM, Halbleinen RM 5.50.
DEUTSCHE VOLKSPARTEI
Rheinbaben, Rochus Frhr. v., Liberale Politik im neuen Reich. IV, 65 Seiten. Brosch. 2 RM, Halb- leinen 2.50 RM.
SOZIALISMUS
Kraus, Dr. Emil, Die Geschichtlichen Grundlagen des Sozialismus. IV, 61 Seiten. 1 RM.
GRWERKSCHAFTEN
Sturmfeis, Dr. Wilhelm, Die Bedeutung der Ge- werkschaften für die Stadtbildung. IV, 95 Seiten. Preis brosch. 5.20 RM, Halbleinen 5.70 RM.
KULTURPOLITIK
Blümmar, Dr. Gertrud; Mitglied des Reichstags. Deutsche Schulpolitik. IV, 226 Seiten. Preiskartiert 6 RM, Halbleinen 7 RM.

Über unsere Werke zu: Krisis des Parlamentarismus, Reich und Ländersproblem, Deutsche Außenpolitik (Reparation, Minderheitenfrage), Französische, italienische, russische und amerikanische Politik, Europäische und weltpolitische Fragen wollen Sie kostenlos unsere 16seitigen Mitteilungen „Politische Literatur“ einfordern

Verlag G. Braun in Karlsruhe

Politik und Literatur

Lasalle
Die Macht der Illusion
Die Illusion der Macht
VON ARNO SCHIROKAUER
Mit zahlreichen Bildern
10. Auflage. Gebefest M 7.—, Leinen M 10.—
Schirokauers Biographie vermittelt mehr vom Kämpfergeist Lassalles als die meisten Studiender Nachhistoriker. Berl. Börsencourier

Scharnhorst
Die Geburt einer Militärmacht in Europa
VON VALERIUS MARCU
Mit zahlreichen Bildern
10. Auflage. Gebefest M 7.—, Leinen M 10.—

Lenin
Verschwörer und Diktator im Osten
50 Jahre Rußland
VON VALERIUS MARCU

Mit zahlreichen, z. T. unveröffentl. Bildern
13. Auflage. Gebefest M 6.—, Leinen M 10.—
Marcu ist die stärkste Hoffnung unter den jungen Historikerschreftstellern.
Literarische Welt

Mussolini
LEBENSGESCHICHTE
Der napoleonische Aufstieg eines Mannes
Vom Maurer zum Diktator
Nach autobiographischen Unterlagen von Margherita Sarfatti, der intimsten Mit- arbeiterin Mussolinis seit seiner Sozialinten- zell. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Herausgegeben von Alfred M. Balte.
Mit zahlreichen Bildern
25. Auflage. Gebefest M 6.—, Leinen M 9.—
„Dies Buch enthält mein Leben“, sagt Mussolini selbst im Geleitwort.

Viscount d'Abernon
MEMOIREN
Ein Botschafter der Zeitwende
Band I Von Spa bis Rapallo
Gebefest M 10.—, Leinen M 16.—
Die interessantesten Studien über das Nach- kriegseuropa, die bisher veröffentlicht wurden.
Berliner Tageblatt

Paul List Verlag · Leipzig



POLITISCHE PROBLEME UNSERER ZEIT

W. I. LENIN

MATERIALISMUS UND EMPIRIOKRITIZISMUS

KRITISCHE BEMERKUNGEN ÜBER EINE REAKTIONÄRE PHILOSOPHIE

„Lenin ist ein Philosoph, und zwar der Philosoph par excellence. Man kann sich dem Eindruck seiner Schriften nicht ganz entziehen, in ihnen wird ungefähr der Einfluss verständlich, den das gesprochene Wort dieses Mannes auf seine Zuhörer gehabt haben muß.“ GERMANIA, Berlin

XXXII und 486 Seiten
Brosch. M 7.50, in engl. Doppelheften M 11.—

DIE REVOLUTION VON 1917 VOM FEBRUAR-MÄRZ BIS ZU DEN JULITAGEN

„Das Werk ist ein exzentrisches Dokument zur Geschichte der russischen Revolution und zur Biographie Lenins. Mit der Heiligkeit des politischen Genies wird von den ersten Äußerungen an der notwendige Verlauf der Revolution vorgezeichnet, indem ihre soziologische Struktur aufgedeckt wird.“ HOCHSCHULE FÜR POLITIK, Berlin

1. Halbband: VII und 381 Seiten
Brosch. M 8.—, in engl. Doppelheften M 12.—
2. Halbband: 395 Seiten
Brosch. M 6.50, in engl. Doppelheften M 10.—

DIE PERIODE DER „ISKRA“ FRÜHJAHR 1900 BIS ANFANG 1903

Das Kennzeichen dieser Periode in Rußland war der Übergang der sozialistischen Arbeiterbewegung vom Zirkelwesen — Propaganda und Agitation kleiner, untereinander gar nicht oder sehr lose verbundener sozialdemokratischer Zirkel, die nur eine dünne Schicht der fortgeschrittensten Arbeiter umfaßt hatte — zu einer breiten proletarischen Massenbewegung.

In diese Periode fällt die Geburtsstunde des Bolschewismus. Der Kampf Lenins um die neuen taktischen Richtlinien für die moderne Arbeiterbewegung, um den Charakter und die Rolle der Partei begann.

1. Halbband: VI und 506 Seiten
Brosch. M 6.50, in engl. Doppelheften M 10.—
Einschub zur Subskription auf den 2. Halbband: ca. 480 Seiten. Preis bei Voranbestellung bis spätestens 30. April Brosch. M 4.80 in englisch Doppelheften M 7.50. Nach diesem Termin erfolgt eine Preiserhöhung um ca. 30 Prozent.



VERLAG FÜR
LITERATUR U. POLITIK
WIEN / BERLIN SW 61

Soeben erscheint:

**Infantrist
Perhobstler**

Mit bayerischen
Divisionen

Buch-Chronik

(Fortsetzung)

Einem Gedankenfehler des Verfassers, der zu falschen Schlußfolgerungen führen könnte, möchte ich hier korrigieren: Heute steht fest, daß nur der separate Friedensschluß das Regime Kerenski, also das demokratische Rußland, vom Zusammenbruche retten konnte. Es ist auch ganz richtig, wenn der Verfasser hervorhebt, daß Rußland allein, das aus den Reihen der Alliierten ausgestoßene, dem Verderben preisgebene demokratische Rußland, den Sieg der Entente ermöglicht hat, Rußland mußte sich halten, bis die ersten amerikanischen Truppen die Westfront erreichten. Dann bedurfte man seiner nicht mehr, dann konnte es ruhig dem Bolschewismus anheimfallen. Bis dahin aber mußte man die Sozialisten Rußlands von der Notwendigkeit des imperialistischen Krieges überzeugen.

Man muß aber auch berücksichtigen, daß damals, 1917, das kaiserliche Deutschland für die russischen Sozialisten ein viel zu gefährlicher Feind der Revolution war, als daß man mit ihm, ohne die Revolution zu gefährden, Frieden schließen konnte.

Es ist meines Wissens in Deutschland nur wenig bekannt geworden, daß nach der Revolution gerade die konservativsten Kreise Rußlands von Deutschland die Niederdrückung der russischen Revolution erwarteten. Ein Sieg Deutschlands war für die Kerenski-Regierung ein Symbol des Zusammenbruchs der Revolution.

Nur durch diese vom Verfasser nicht erkannte Furcht vor der deutschen Reaktion ist die Parole der Sozialisten „Krieg bis zum siegreichen Ende“ zu erklären.

Aber abgesehen davon ist das Buch von Smilg-Beyrario ein unersetzbarer Leitfaden für die Geschichte der russischen Revolution. Es ist der erste Versuch, diese phantastischen Monate objektiv und nicht parteipolitisch zu schildern und als solcher ohne Zweifel eine Leistung, die nicht so bald überholt sein wird.

ESSAD-BEY

ALEXANDER KERENSKI: ERINNERUNGEN

Vom Sturz der Zarenthron bis zu Lenins Staatsstreich
Carl Reißner, Dresden

Die meisten Memoiren von Politikern sind Rechtfertigungsversuche. Oft liefern diese rückschauenden Betrachtungen den Nachweis, daß die Politiker, die angeblich Geschichte „gemacht“ haben, diese Geschichte auch nachträglich nicht verstehen. Dann hat nicht nur der Handelnde, sondern auch der Betrachtende unrecht. Die Gestärzten haben Anspruch auf Mitleid, solange sie schweigen. Zu denen, die nicht schweigen können, gehört Alexander Kerenski. Er scheint auch zu denen zu gehören, die nichts vergessen und nichts gelernt haben. Kein Zweifel: er ist ein Idealist. Aber nach Nietzsche ist „aller Idealismus Vorlesung vor dem Notwendigen“. Kerenski findet die Erklärung seines Sturzes nicht in der Wahrheit dieses Satzes, sondern in Gründen, die eines bedeutenden Staatsmannes nicht würdig sind: in der Niedertracht der Gegner und der Unzuverlässigkeit der Freunde. Lenin ist für ihn immer noch „ein kranker Fanatiker, der den Weltkrieg nur aus dem engen Guckloch eines weltfernen schweizerischen Winkels mit ansah“. Man sieht, wie der Historiker Kerenski den Fehler wiederholt, der den Politiker Kerenski aus der Arena des Handelns trieb. Blind gegen die Logik der Tatsachen, gibt er den Gegnern schlechte Zensuren. — Kerenski schwärmte für eine unblutige Revolution, aber er betrieb gleichzeitig die Fortsetzung des blutigen Krieges gegen Deutschland, an dem die Masse des russischen Volkes kein Interesse hatte. Er rief den Soldaten zu: „Vorwärts zum Kampf für die Freiheit! Ich rufe euch nicht zu einem Fest, sondern zum Tod!“ Für einen Idealisten ist der Tod der

stecken de
einen an
arbeiten,
Kaisers be
dessen Zus

LUISE

E. Laut
Aus we
Rosa Lux
heute noc
des Mater
windliche
Beziehung
gründet s
gerade d
mische V
tische Da
lung eine
nung in
Jahrhund
den wird
vergehen
kritische
Rosa Lu
den vom
öffentlich
und das
men lau
einer D:
langten,
ihres zel
dem Lags
gen war
die letzte
ster Opp
sozialden
biograph
sky, bel
zwanzigt
sic au:
Lebenssch
der Abr
Leben
stehende
schwank
gerade
nigsten
Rosa L
noch n
ist in
einen
Abschnei
Angriff
nisten,
„Charac
und de
stellung
satz zu
wissens
gestellt,
und so
schen
ihres I
hat. L
schult
böse G
an: un
Fehlern
man fa
Märtyr
das is
mehr
volunt
Nein
harten
auch
Caroll
kennet
ten, (e
beiden
dem
fahren
wie
warb,
graph

du Lil. Well 5/1929 Nr. 16 S. 7-8 B

Ich noch nicht wissen

jologische Erscheinungsform. Ich als für das Warenhaus eingenommen an seinen Schaufenstern, seltsamen, seinen Angestelltenheeren sehen, in England, Amerika, Frankreich habe ich seine Arbeitsstudien gesucht, soweit das für stehenden möglich war. Als Gegen-Schilderung lockt es mich außerlich habe Artikel und einen ganzen über geschrieben. Dieser Roman in den bloßen Anblick Ihres ersten 1905 zur Zeit seiner Errichtung

vollkommen Ihrer Meinung, daß Sie imstande sein sollten, sich die eines Schriftstellers zu sichern, den eignet für die besondere Aufgabe, wäre selbst, natürlich unter Voraussetzungen, bereit, Ihren Vorurteilen und sehr eigentlich kri- warum ich das nicht tun sollte, einem einzigen. Dieser Grund ist: öffentliche Meinung in England noch dafür ist, die Tätigkeit eines Schriftstellers zu einem gewissen Ruf hat, für die Reklame eines Handels-gutzuheissen. Persönlich stehe ich anderen Standpunkt, aber die Of-fat jene Einstellung, und ich nicht brückieren. Tats ich das, ich nach der heutigen Anschauung Ständesehre handeln; ich habe keine das, lediglich zur Schaffung eines alles, zu tun, was keine anderen von könnte, als ein für mich äußerst und unangenehmes Aufsehen. Frü-später wird dieser Präzedenzfall geschaffen werden, — und dann wird's Erstaunen herrschen, warum man als etwas dagegen gehabt hat. Doch ich eben nicht Derjenige zu sein, Präzedenzfall schafft. B daher mit lebhaftestem Bedauern schlag ablehnen."

Arnold BENETT

chsten Tage ging die Serie weiter, weite Brief lautete: "mir leid, daß ich Ihrem Ersuchen sprechen kann. Ich bin vollkommen der Arbeit in Anspruch genommen, st wenn das nicht der Fall wäre, wohl Ihr Angebot ablehnen müssen. mäßig ist es mir vollkommen klar, abzulehnen habe, doch muß ich ge-meinen Inneren nachforschen, und orgenen, fast rein instinktmäßigen estrustellen, die mich zu dieser Mei-anlassen. Schriftsteller, so sagen Sie, ist im in berufsmäßiger Sachverständiger in ftstellererei. Warum sollte er das nicht alle anderen Sachverständigen tun tiken, Maler, Techniker usw. — eine Sachkunde in der Schriftstellerei gung stellen? Antwort darauf ist, daß, zu Recht Unrecht, der Schriftsteller sich selbst ster nimmt. In seinem Herzen fühlt zu den Erzählern gehörig, zu den und Propheten. Das mag vielleicht itete Ansicht sein, — vielleicht wird aus der Mode kommen. wir Schriftsteller dieser Generation noch tief in unserem Herzen daran, einzige, von dem wir Geld annehmen

dürfen, unser Leser ist. Wir leben von den Verkäufen an die Leser und nehmen keinen Lohn an. Hierüber besteht, wie es uns scheinen will, ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen dem Schriftsteller und seinen Lesern. Zeitschriften und Verleger müssen unsere Arbeiten für beträchtliche Summen ankaufen, — das ist aber nichts Anderes als ein spekulativer Vorschuß auf das, was die Leser beisteuern werden.

Abgesehen davon, hat Ihr Vorschlag viel Anziehendes. Ich kann mir gar nicht vorstellen, das vernünftiger und anregender wäre als ein genaues Studium Ihrer ausgezeichneten Organisation und eine Darstellung seiner Wirkungsweise. Eines Tages werde ich etwas Derartiges unternehmen, — und dann werde ich mich wegen der Einzelheiten zweifelloß an Sie wenden. Dafür werden Sie mir aber nichts zu bezahlen haben. Ich werde es tun, weil es mich interessiert und weil ich annehme, daß es auch meine Leser interessiert. Tatsachen mögen Sie mir dann mit beiden Händen geben, — aber kein Geld!"

H. G. WELLS

Und nun kommt als Dritter in Runde: Georges Bernard Shaw, der ja bei einer solchen Gelegenheit natürlich nicht ausgelassen werden kann; wie häufig in letzter Zeit sind seine Auslassungen etwas weitschweifig, weshalb hier nur etwa die Hälfte stehe:

"Als Millais auf der Höhe seines Ruhmes als Maler war, kaufte die Seifenfirma Pears eines seiner beliebtesten Bilder (einen kleinen Knaben, der Seifenblasen macht), vervielfältigte es und benutzte es für die Zwecke ihrer Reklame. Die Akademie war entsetzt, aber Millais nahm keinerlei Notiz davon; die Lyserale hatten einen gewaltigen Erfolg, — und die Reklame trat in ihr gegenwärtiges Stadium, in dem es für Handelsfirmen eine Selbstverständlichkeit ist, daß sie die dankbarsten Künstler heranziehen, um ihre Waren und Dienste anzuzeigen. Es gibt nicht den geringsten Grund, warum sie nicht so handeln sollten.

Doch gibt es da selbstverständlich Grenzen. Wenn z. B. ich, nachdem mein erstes öffentlich aufgeführtes Stück durch ein von Aubrey Beardsley gezeichnetes Plakat (das übrigens von Sammlern heute sehr gesucht wird) angekündigt worden war, dem Präsidenten der Königlichen Akademie zweitausend Gulden für ein Plakat zu meinem zweiten geboten hätte, so würde man weiter bei dem Angebot noch bei seiner Annahme etwas gefunden haben.

Wenn ich aber, sagen wir Herrn St. John Ervine*) wissen ließe, daß ich, falls seine Beschreibung meines Stückes lebenswändig genug ausfiel, um als Reklame benutzt werden zu können, geneigt sei, das Vervielfältigungsrecht von ihm für 500 Pfund zu kaufen, — dann weiß der Himmel, was geschehen würde. Vermutlich würde Herr Ervine es ablehnen, mein Stück überhaupt zu besprechen

und würde öffentlich erklären, warum."

Er schreibt nämlich in richtiger Eigenschaft. Und das Gleiche ist der Fall bei allen Schriftstellern, deren Wort genügendes Gewicht hat, die öffentliche Meinung zu lenken. Von einem Handelsunternehmen Geld dafür zu nehmen, daß er seinen Einfluß dazu benutzte, das Publikum zum Kauf der Waren dieses Handelsunternehmens zu veranlassen, würde für einen solchen Schriftsteller ganz einfach eine Sünde wider den Heiligen Geist

*) Der bekannteste Kritiker Englands, (Red.)

sein. Herrn H. G. Wells Derartiges vorzuschlagen, ist so, als ob man dem Erzbischof von Canterbury einen städtischen Scheck anbiete für den Fall, daß er in seiner nächsten Predigt eine Empfehlung für irgendein Schuh- oder Seifenfabrikate einfließt.

Unter allen Umständen sollten unsere Handelsunternehmen geschickte, aber anonyme Schriftsteller für die Abfassung ihrer Reklame verpflichten. Ein Schriftsteller aber, der durch den Ruhm, den er gewonnen hat, zum Dienste an der Öffentlichkeit geweiht worden ist, und der dadurch zu einer Art Prophet geworden ist — der darf in keines Andern Dienste, Lohn annehmen."

Georges Bernard SHAW

Daß die Firma Harrods es vorzuziehen, sich aus den gehaltvollen Ablehnungen (wie immer sie entstanden sein mögen) wirkungsvolle Inseratsellen zu machen, ist ihre Tüchtigkeit. Daß man unter dem Namen Harrods die Bilder der Drpl mit den Briefen abdrucken konnte, in welchen sie das angebotene Geld ablehnten, war allerdings beinahe noch mehr wert, als wenn sie angenommen hätten. Damit könnten aber nicht nur Harrods zufrieden sein, sondern auch die Dreißig. Die Reklame für sie war nicht geringer. Sie waren durch den Antrag geehrt, noch mehr aber durch die Ablehnung, bei der sie ihre heiligsten Güter gewahrt hatten.

Walter A. REISS (New-York)

Muß ein Buch gedruckt werden?

Die schöne und unschöne Literatur, politische Schriften, wissenschaftliche Unzulänglichkeiten und porzographische Stropfen waren bis jetzt der wissenschaftigen Menschheit nur in Form der gedruckten Bücher, Zeitschriften und Zeitungen zugänglich.

Wer das Werk eines Dichters kennenzulernen wollte, mußte erstens ein mit Buchschwärze bedecktes Papier in die Hände nehmen, und zweitens die gewöhnliche Kunst des Lesens beherrschen. Die Druckerelien besaßen ein Weltmonopol auf dem Gebiete der Verbreitung des menschlichen Gedankens, denn nur ein gedrucktes Werk kann seinen Inhaber die Gewillheit verschaffen, daß er in jedem Augenblicke sich eine fremde Idee zu eigen machen kann.

Wenn eines Tages alle Druckerelien, alle Druckschwärzefabriken aufgehört hätten zu existieren, wäre die Literatur noch am selben Tage zugrunde gegangen. Die Dichter und Journalisten hätten einen anderen, einträglicheren Beruf suchen müssen, und die Menschheit wäre der ursprünglichen Barbarei verfallen, um endlich die Hilfe des wahrhaft primitiven Kennenlernens. Denn kein noch so großes Auditorium kann dem Schriftsteller, Dichter oder Gelehrten die Leserschaft eines Buches ersetzen. Diese Monopolstellung des Druckgewerbes soll jetzt dank einem genialen Ein-falle des nicht minder genialen Dichters

Wallace — dem in einem Jahrhundert an

Sieben erschien:

A. M. FREY

DIE

PFLASTER-

KÄSTEN

Eprobe

in deren friedlichem Wandel ich immer seit meiner frühesten Jugend zückt hatte? Sie hat mein Le-

der Katastrophe. Zwischen meinen vier Wänden ist der Brand entstanden, zwischen meinen vier Mauern ist er nicht geblieben. Ich habe Schuld. Nicht nur, feiger Mord, auch fahrlässige Brandstiftung. Nicht nur mein Schicksal, nicht allein mein Verderben und das der Meinen. Die Feuerwehrmannschaften

Auf ein Buch gedruckt werden!

(Fortsetzung)

jeder Straßenecke ein Denkmal gesetzt sein und aufgehoben werden.

Wie so oft veranlaßt auch diese bahnbrechende Entdeckung Ihre Entlassung aus dem Zafale, d. h. dem Umfange, daß der große Engländer der meistgeschriebene Mann der Welt ist. Eines Tages entdeckte Wallace, daß ihm zum Schreiben seiner Bücher nicht genug Zeit übrigbleibt. Die Feder bewegt sich zu langsam, die Drucklegung dauert zu lange, und die 24 Stunden, über die er verfügt, reichen bei weitem nicht aus zur Niederschrift der Gedanken, die innerhalb derselben Zeit in des Dichters Schädel entstehen. Viele Bücher des Dichters müssen ungeschrieben bleiben, weil eben die Technik des Schreibens und des Druckens auf einer so primitiven Stufe steht. Der Gedanke, daß ein Teil seines geistigen Besitzes der Nachkommenschaft nicht überliefert werden kann, erschütterte den kalblütigen Engländer und brachte ihn zugleich auf eine Idee, die nur mit der Entdeckung Amerikas verglichen werden kann. Von nun an schreibt Wallace keine Bücher mehr; er diktiert sie in Schallplatten, die bald das gedruckte Buch der primitiven Vorzeit ersetzen werden.

Bis jetzt sind nur einige Novellen des Dichters in Schallplattenform erschienen. Doch will Wallace in Zukunft auch seine Romane in dieser Form erscheinen lassen, denn er ist überzeugt — wie er einer Schar Journalisten mitteilte — daß seine zufällige Entdeckung den ganzen Betrieb der modernen Literatur umgestalten wird. Bücher, Zeitungen und Zeitschriften sollen künftig nur für besonders reaktionär eingestellte Personen gedruckt werden. Das Erlernen des Lesens wie des Schreibens wird zu einer überflüssigen Spielerei für Liebhaber, und die von Dichtern, Journalisten und Gelehrten besprochene Schallplatte wird ihren Siegeszug durch die Welt beginnen.

Man bedenke nur die Folgen dieser sensationellen Entdeckung! Noch in tausend Jahren wird man die Romane eines Dichters, von seiner Stimme vorgetragen hören. Am Abend, wenn man im Bette liegt, braucht man nicht bei schlechter Beleuchtung mühsam die gedruckten Zeilen zu entziffern, man stellt sich ein Grammophon neben das Bett, dreht

das Licht aus und schläft ruhig ein, während die Stimme Wallaces neben dem Bette einen neuen Vorbeugen auf die Spur kommt.

Ganz unrecht hat aber Wallace nicht, denn tatsächlich würde die Schallplatte als Vermittlerin zwischen Dichter und Leser bis jetzt stark unterschätzt. Es wäre z. B. durchaus möglich, einzelne Gedichte auf Schallplatten zu verbreiten. Durch die Stimme des Dichters, die mittels der Schallplatte jedem zugänglich sein wird, käme ein ganz anderes Verhältnis zu seinem Werk geschaffen werden. Ich kann mich entsinnen, wie ich ein Erlebnis noch vor kurzem für eine Gesellschaft russischer Dichter eine Schallplatte war, die eine belanglose Jubiläumsrede von Tolstoi wiedergab. Warum mußte es eine Jubiläumsrede sein und keine kurze Novelle? Warum kann man durch die Schallplatte die Stimme eines Sängers, Witzers, Erzählers, heutzutage auch die der Politiker hören — und nicht die Stimme der Dichter?

ESSAD-BEY

DER ANSTÖSSIGE BUCHUMSCHLAG

Lion Feuchtwanger hat die Freude, einer der gefeiertsten deutschen Autoren in England zu sein. Seine Bücher haben drüben gut eingeschlagen. So sehr, daß sein englischer Verleger der üblichen Ausgabe seiner „Häblichen Herzogin“ die billige für die breite Masse folgen lassen kann. Aber der Verleger passierte ein kleines Mißgeschick. Er dachte sich sicher nichts Obles dabei, als er das äußerst wirksame Porträt der Margarete Maultasch von Quentin Metsys — um 1530 gemalt — auf den Schutz und Reklameumschlag der billigen Ausgabe setzte. Dieses berühmte Porträt des Flamen von der Häblichen Herzogin behagt nun aber den englischen Sortimentkollegen des Feuchtwangerschen Buchverlegers ganz und gar nicht. Sie finden es „unrefined“. Dagegen kann man nichts machen. Gutzuheißen jedoch ist durchaus nicht die Folgerung, die diese Kollegen vom Sortiment ziehen: sie boykottieren das Buch — dieses Umschlages wegen. Das bedeutet die Zensur durch das Sortiment. Aus geschäftlichen Gründen wird sich der englische Verleger wahrscheinlich in diese Bevormundung schicken und rasch einen andern Umschlag für die Volksausgabe drucken, einen Umschlag, den die Zensoren vom Sortiment dann vielleicht — „refined“ finden werden. E. R.

Lesen alle Ihre Bekannten

schon die „Literarische Welt“? Wenn nicht, so senden Sie uns d. Namen und Adressen, damit wir unverbindlich Probehefte senden können.

Die Literarische Welt Verlagsges. m.

Berlin W 50, Passauer Straße 34

Neue Werke von Haringer!

Ufer im Regen / Auflage 100 Stück / RM 20.
20 Exemplare auf Bütteln, signiert / RM 10.—
Kerze in der Nacht / Auflage 200 Stück / RM 10.—
Umdichtungen aus dem Französischen, Ägyptisch, Chinesischen, Persisch, der Salomon-Inseln
80 Exemplare, signiert / RM 10.—
Lieferung nur durch Nachnahme od. Vorkasse

VERLAG M. BECKMANN / TRETEN L. P.

FRITZ SCHILLMANT

FLORENZ
UND DIE KULTUR
TOSKANAS

DIE ERSTE
GESAMTDARSTELLUNG
DER TOSKANISCHEN KULTUR
IN IHRER ENTWICKLUNG
BIS ZUR GEGENWART

416 Seiten mit Lichtdrucken
nach alten, seltenen Städtebildern
In Buchram RM 13.50

VERLAG DR. HANS. EPSTEIN
WIEN UND LEIPZIG

Die Feuerprobe

(Fortsetzung)

nichts mehr sehen. Mit ihrem Tode hat sie sich abgefunden, mit diesem Anblick nicht. Es staubt von der Decke des Gewölbes in zahllosen Funken, Dicke Schwaden von hellem, schimmerndem Rauch wogen durch den Eingang in den düsteren Kellerraum. Schweigend sehen die Hilffschwester und die Kinder, was

sie nicht begreifen, was ihnen selbst die Kraft zum Schreien genommen hat. Sie atmen Alle laut, aber sie schreien nicht. Die Schwester bekreuzigt sich. Sie breitet die Arme aus. Dann hat sie sich gefaßt. Sie hält sich gerade. Sie legt ein Kind, mein blondes, zartes Kind Georgine auf sein Lager und deckt es zu. Sie will nach einem zweiten langen, da braust in einem einzigen Gusse der Feuerschwall über sie Alle hinab. Krachend schlägt die Feuersglut vom Dachboden durch die brechenden Eisentraversen der vier Stockwerke bis in den Kellerraum. Die fünfzehn Kinder und die Hilffschwester M. G. haben nicht mehr Zeit zu einem einzigen Schrei. Sie ersticken und verbrennen.

Lautet so das Gesetz? Stand das in den Sternen geschrieben? In den friedensvollen Himmelskörpern, die ich eine

meinsamen Feuer verbrennen sie, sie stoßen ineinander, Feuer an Feuer, und Vernichtung in Vernichtung. Haben sie sich vorher in wohlgeordneten Bahnen durch Aonen, Jahrmillionen bewegt, so müssen sie sich nur ein einziges Mal begegnen, um sich aus der Bahn zu werfen. Leben sie, so leben sie nur im Feuer. Es wallt, das Feuer, es frißt, es springt hoch und zuckt zurück. Frieden? Wenn die Sterne sterben, dann zerfallen sie in gestaltlosen, modernen Feuerschlam. Sie werden nirgends begraben. Sie suchen vergebens die alte Vereinigung, ihr früheres, einst so fest und auf Jahrmillionen gegründetes Haus. Wir leben nur nicht lange genug um ihren Untergang zu beobachten. Was sie uns zeigen, ist nur Lüge. Ihre Dauer ist keine Dauer. Ihr Gesetz ist kein Gesetz. Ihre Ruhe ist keine Ruhe. Ihr Frieden ist kein Frieden. Namenlos sind sie wie ich. Unerkant wie ich. Obdachlos wie ich. Trotz allen Kämpfen einsam. Entweder sinnlos umhergeschleuderte Materie oder ein genau so elendes Schicksal wie das meine. Denn haben sie einen Sinn, dann sind sie mit ihrem Aufgang und ihrem Untergang übermächtigen Gewalten untertan, welche sie nicht sehen und von denen sie nicht erkannt werden. Haben sie ein Schicksal? Sind sie bloß Stoff und Hülle? Wenn sie ein Schicksal ha-

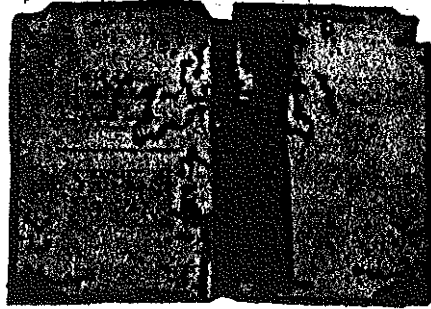
in ihrer Welt, da tobt es und ra sie haben ihr eigenes Singen und len, ihr Krachen und Jauchzen, ihr nern und Säuseln, dieses von Mens ohren nie auch nur zu ahnende (der brennenden Sterne, die alle mit l zungen reden. Sie haben ihre N das heißt, wir nennen sie mit N Saturn und Orion, Jupiter und Vega wie nennen sie uns? Wir beten zu. Sehen sie herab auf uns? Soll ihr gebeure Existenz vergeblich sein, kommen wirkungslos, und mir, den zigen, unmeßbar kleinen, irrenden nicht den leisensten Trost geben in schweren Feuerschuld und Bluts. Wozu dann der ungemessene Raum das Äußerste? Wozu ihr unendlich Leben, wenn doch ein unerbittliche es beendet? Die Astronomen kenn Himmelsräume dunkle Stellen, dere stenz sie sich nur dadurch erklä ren, daß Massen von toten Ge dord kreisen, die nicht einmal de ten, silbernen Gefrierglanz des A oder einer gebrochenen Augenho haben. Aber selbst die ungeheure der noch lebenden Sterne errei nicht. Was ist uns ihr Feuerlebe ihr Feuertod? Was soll uns ihr schreiblicher Tumult? Er stört un Was soll ihre lautlose Stille, di was ihr edles Maß, das lügt?

de lit. Welt

5/1929 Nr. 18 S. 3-4 B

Die größten Schädlinge der Literatur

Woran geht eine Literatur zugrunde? Wer ist ihr größter Schädling? Der Eingeweihte denkt dabei natürlich zuerst an den Zensor, der ein Buch verbietet, an den Kritiker, der es herunterreißt, dann an den Verleger, der das Buch nicht druckt und zuletzt auch an den Leser, der es nicht kaufen will.

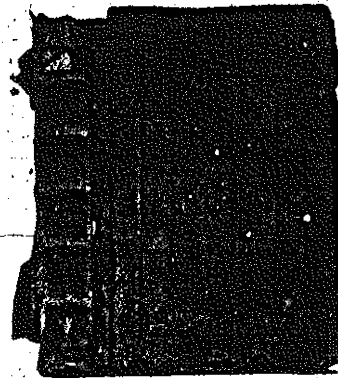


Doch nicht Der Zensor kann zwar gemühtlich schmunzelnd ein Buch verbieten und damit Wesentliches zum Ruhme des Verfassers beisteuern, nicht aber z. B. eine Geheimausgabe oder einen Auslandsdruck vernichten. Der Kritiker kann ein Buch schlecht besprechen, nicht aber die Aufnahme des Buches in das Buchregister und in die Staatsbibliothek verhindern. Auch der gefährlichste Schädling, der Verleger, kann höchstens die Drucklegung eines Buches ablehnen, doch ist das nur ein persönliches Pech des Autors, denn das Buch bleibt als Manuskript bestehen, findet auch Leser, und die Literaturgeschichte kennt Fälle, wo ein nichtgedrucktes Buch in Abschriften mehr Leser fand, als zeitgenössische gedruckte und von der Kritik empfohlene Schriften. (Die schärfsten Werke Voltaires z. B. kursierten jahrelang unter ungezählten Lesern nur als Abschriften.) Auch der Leser, der ein gutes Buch hartnäckig nicht lesen will, schadet nur sich selbst. Weder der Zensor noch der Kritiker, Verleger oder Leser sind also ernste Schädlinge der Literatur; gewiß können auch sie viel zu ihrem Untergange beitragen, doch ist der wahre Feind alles Geschriebenen und Gedruckten in ganz anderen Regionen zu suchen. Dieser wahre Feind hat zahlreiche Namen, die nur Wenigen bekannt sind, obwohl man sie in jedem Konversationslexikon finden kann. Einige dieser Namen will ich verraten. Es ist zuerst die *Lepidoptera*, dann die *Pyrallis farinalis*, *Ephestia kuehniella*, *Plodia interpunctella*, *Tineola bisellifella*, *Lictus anpunctatus* und *Apate capricorn* — was Alles zusammen auf Deutsch und für den Laien „Bücherfresser“ oder „Bücherinsekt“ bedeutet.

Was diese wütigen, manchmal nur durch ein Mikroskop sichtbaren Geschöpfe an schöner Literatur verschlingen können, ist nur schwer vorstellbar. Man hat ausgerechnet, daß mehr

Bücher in einem Jahre von Insekten vernichtet werden als von Feuer, Wasser und Zensur zusammen. Man braucht nur nachzusehen, was aus den großen Bibliotheken des Altertums und des Mittelalters geworden ist; z. B. aus der spanischen Bibliothek der Kordova-Herrscher, die allein 400 000 Manuskriptbände umfaßte. Die übliche Auffassung, daß alle antiken Schriften von den Mönchen in den Religionskriegen vernichtet worden sind, wurde schon mehrmals widerlegt; die Mönche haben manches vernichtet, doch können sie nur für einen geringen Teil des Schadens verantwortlich gemacht werden. Der Hauptschuldige, der Verfall der unschätzbaren römischen, griechischen und arabischen Manuskripte, war doch das Buchinsekt, das durch jahrhundertelange fleißige Arbeit die Schätze der Literatur vernichtet hat und ohne Zweifel auch weiterhin vernichtet wird. Obgleich die Vernichtung der heutigen Literatur nur Jahrzehnte dauern, denn das Auffressen der alten Papyri und Pergamentrollen war doch schwieriger als das Verzehren unseres holzhaltigen oder auch holzfreien Druckpapiers.

Ganze Epochen der menschlichen Kultur sind auf diese trübsinnliche Weise zugrunde gegangen, wie z. B. das gesamte Schrifttum der Kulturvölker Mittelamerikas, das buch-



stächlich von den Insekten aufgefressen worden ist. Aber nicht nur Mittelamerika — alle Tropenländer gehen demselben Schicksal entgegen, weil sie klimatisch für einige besonders gefährliche Insekten sehr günstig sind. Einige fegenden Afrikas können sich überhaupt keine Bibliotheken leisten, weil die Bücher schon in wenigen Jahren unleserlich werden, ebenso wie die Urkunden, die nicht auf Stein gemeißelt sind.

Aber auch Nordeuropa wird von diesen Bücherfreunden nicht verschont. Daß vielgelobte Zeitungen schon nach wenigen Jahren unleserlich sind, ist bekannt, und die großen Zeitungsverleger haben bereits begonnen, Archivexemplare auf Leinwand zu drucken, was aber ebenso wenig für die ersten Besten

bürgt. Aber auch solche Bücher, die auf Holzpapier gedruckt werden oder deren Einband mit Klebstoff gefertigt ist, können unter Umständen in wenigen Jahrzehnten zu einer dicken Leinwand werden; dasselbe gilt für die Banknoten sämtlicher Staatsbanken. Vor mehreren Jahren wurde eine große Sendung amerikanischer Banknoten nach den Philippinen gebracht und dort in der Schatzkammer aufbewahrt. Nach einigen Monaten, als das Geld zur Auszahlung gelangen sollte, fand man statt der Millionen einen Haufen Staub: denn auf den Philippinen wohnt ein Insekt, das für die Dollars, oder vielmehr für die Farbe mit der sie gedruckt werden, besonders schwärmt.

Ein außerordentlich tödlicher Wurm hat sich auf die Einbände spezialisiert, er frißt Leder, Holz, Leinwand und überläßt das Weitere den Kollegen, den reinen Papierfressern, die wiederum in ihrer Art wahllos sind. Für jede Papiergeart, jede Papierzusammensetzung gibt es besondere Insekten, die nur dieses Papier vertragen. Doch nicht nur die Papierfresser sind für die Bücher gefährlich; einige Insekten haben die wundervolle Gabe, die Druckfarbe vom Papier abzusaugen und nur grauweiße Papierblätter zu hinterlassen.

Eine Menge Mittel wurden zur Bekämpfung der Insektenplage vorgeschlagen, darunter auch Giftgase und sinnreiche Fangvorrichtungen, die auf den Seiten und Umschlägen der Bücher angebracht werden. Die meisten dieser Mittel schaden den Büchern ebenso wie die Insekten.

Das einzig brauchbare Mittel ist die Alimonet-Getrieblüftung der Bücher, wie sie an manchen deutschen Bibliotheken vorgenommen wird. Doch ist auch dieses Mittel für die Dauer, also für Jahrhunderte, natürlich völlig unwirksam; das einzige radikale Mittel wäre die Erfindung eines Druckmaterials, für das es keinen Liebhaber unter den Insekten gibt.

Für jeden Schreibenden kann diese Tatsache Anlaß zum Nachdenken über den Wert der literarischen Unsterblichkeit sein. Denn Alles kann bekämpft werden, der Zensor, der Kritiker, der Leser und sogar der Verleger; nur nicht der letzte Nutznießer der Weltliteratur, der letzte Leser, der das holzfreie und holzhaltige Papier, sogar das Pergament und die Leinwand ruhig auftritt, ohne zwischen den einzelnen Autoren einen wesentlichen Unterschied zu machen.

ESSAY BY

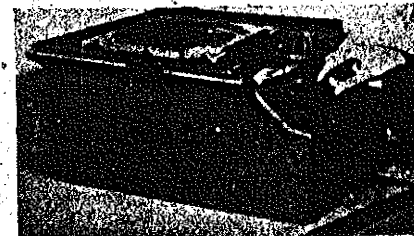


Pyrallis farinalis, ein bucherfressendes Insekt

Die technischen Beihilfe des intellektuellen Arbeiters

EINE NEUE BÜCHER-RUBRIK DER „L. W.“

In dieser Rubrik werden wir allernächst nützliche, aber auch kuriose, neuzeitliche und alte Requiraten abbilden, die als Beihilfe in die Berufe der intellektuellen Arbeiter hineinspielen oder zukünftig hineinspielen könnten. Bei der Zusammenstellung wie uns die Redaktion von „Wissen und Fortschritt“ in kollegialer Weise beihilflich, der wir dafür zu Danke verpflichtet sind.



Die älteste Schreibmaschine (Modell Mitterhofer)



Beistift mit elektrischem Licht, mit dem man auch im Dunkeln schreiben kann

Seit vierzig Jahren

Alleshand Neues und Alles, was Sie noch nicht wissen

Eine neue Literatur auf „Afrikanisch“

Bis in die neueste Zeit hinein war das britische Imperium das einzige historische Kolonialreich, dessen Angehörige über den ganzen Erdball verstreut, durch Generationen des Koloniallebens vom Mutterlande abgerissen, sprachlich, kulturell und literarisch dennoch Engländer zu bleiben verstanden. Ein Auswanderer, dessen Familie seit einem Jahrhundert in Australien lebte, war doch ein Engländer; wenn er dichtete, dichtete er englisch und galt als englischer Schriftsteller. Es ist ein philologisch-ethnographisches Wunder, daß eine Sprache, die über den ganzen Erdball verbreitet ist, deren Angehörige in Australien, Kanada, Süd-Afrika und Indien ansässig sind, bis jetzt, also jahrhundertlang keine Dialektabweichungen zeigte, keinerlei Neigungen, sich auch nur im Geringsten mit den benachbarten Sprachen und Sprachkulturen zu verschmelzen, was sonst bei allen Eroberern und Kolonisatoren der Weltgeschichte unweigerlich eintrat.

Erst jetzt beginnen allmählich in einem Teile dieses Weltreiches die Gesetze der Sprachentwicklung, der Sprachentfremdung zur Geltung zu gelangen. Das Unerhörte, das Unmögliche hat sich ereignet; der Grundstein der geistigen englischen Herrschaft ist erschüttert; denn es sind Engländer entstanden, die keine Engländer mehr sein wollen, die das Englisch nicht als Muttersprache anerkennen, und auf die Frage nach Nationalität und Sprachzugehörigkeit selbstbewußt antworten: „Afrikaner, Afrikanisch“!

Es ist sicherlich kein Zufall, daß die Umschmelzung der englischen Sprache, der Niedergang des englischen Nationalgefühls gerade in Süd-Afrika begann, also dort, wo die englischen Eroberer aus das rassenverwandte, ihnen auch sprachlich nahestehende Burenvolk stießen. Die Sprache, die sich jetzt „Afrikanisch“ nennt, entstand aus einem holländischen Dialekt, der sich mit Englisch vermischt und zahlreiche Negerworte in sich aufnahm. Bis vor Kurzem war es einfach die Sprache der Bauern und Farmer, die in ihren Urwäldern wenig auf die Sprachreinheit achteten.

Erst nach dem Kriege begann sich die Sprache zu einer Literatursprache zu entwickeln. Engländer, hundertprozentige Engländer weigerten sich plötzlich, englisch zu sprechen, schrieben „Afrikanisch“, gaben „afrikanische“ Zeitungen und Bücher heraus. Die Bantheit der Rassen Süd-Afrikas — Engländer, Holländer, Franzosen und Juden — wurde über Nacht durch die Einheit der neugegründeten Nationalsprache, behoben, die jetzt in Universitäten, Schulen und im öffentlichen Leben das Englische — und zwar mit vollem Einverständnis auch der englischen Kolonisten — auszuverdrängen beginnt. Die Zeitungen afrikanischer Sprache, die „Huisgenot“ und die „Burger“, kämpfen gegen alles Englische; die afrikanischen Dichter, unter welchen ein de Villiers der bedeutendste ist, schreiben negerfreundliche Bücher; Dramen werden aufgeführt, in denen die Tragik von Familienkonflikten

wegen eines Tropfens Negerblutes in der Verwandtschaft ad absurdum geführt wird, und eine Dichterin Sarah Gertrude Mulla konnte sogar, was früher ganz unmöglich gewesen wäre, eine Anklingeschrift gegen die englische Missionartätigkeit unter den Negeren veröffentlichen. Der Titel ihres berühmten gewordenen Romanes „Gottes Stiefkinder in Süd-Afrika“, wurde zur Parole der nationalen Bewegung der weißen Afrikaner.

Vorläufig ist diese panafricanische Bewegung mehr literarisch als politisch. Shakespeare und Goethe werden ins Afrikanische übersetzt und aufgeführt, das Englische wird literarisch vernachlässigt und durch einheitliche Produkte ersetzt. Und doch bedeutet diese Entstehung einer neuen Literatursprache unter Auswanderern englischen Ursprungs eine ungeheure Umwälzung des ganzen englischen Kultursystems, eine Umwälzung, deren Tragweite nicht zuletzt auch für die Literatur vorläufig gar nicht übersehen werden kann.

Man bedenke nur: Engländer, die keine mehr sein wollen, die sich Afrikaner nennen, die in „afrikanischer“ Sprache dichten, und, was noch schlimmer ist, negerfreundlich gesinnt sind. Schon mehr als eine Kultur, mehr als eine Literatur ist an solchen Bewegungen zugrunde gegangen, um einer anderen, jüngeren Literatur den Platz einzuräumen.

ESSAD BEY

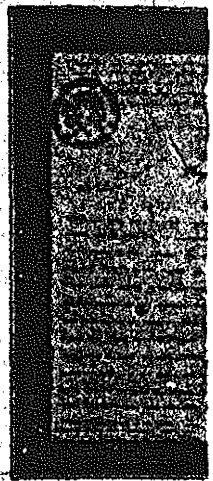
Aus dem internationalen Antiquariat

Unter diesem Titel gedenken wir, Einiges von dem vielen Merkwürdigen zu veröffentlichen, auf das der Sammler beim Studium der einlaufenden Kataloge zu stoßen pflegt. Natürlich sollen diese Kuriosa nicht rein bibliographischer Art sein. Wir denken an auffallende Buchtitel, Exemplare mit romantischen Provenienzen, verschollene Bücher, die ihre Verfasser das Leben oder die Freiheit gekostet haben, exzentrische „Fortsetzungen“ klassischer Werke oder Briefe wie den Folgenden. Nämlich:

EIN DANTEBRIEF VON 1805

Kein Brief mit Dantes Unterschrift — das kann man billigerweise nicht verlangen. Aber ein Brief mit den Initialen des Dichters, Initialen, von denen man noch dazu mit Sicherheit sagen kann, daß Dante sie sich zu seinen Lebzeiten nicht hätte leisten können. Sie sind nämlich aus seiner Asche.

Das Stück wird von dem bedeutendsten Antiquar Neapels, Gaspare Casella, ausbezogen und von ihm beschrieben wie folgt: „Der Brief stammt von dem berühmten Dante-Forscher Abate Giambattista Giuliani und ist gerichtet an den Kardinal Alfonso Capocciaturo, Erzbischof von Catania und Bibliothekar des heiligen Stuhles. Der Brief wurde anlässlich der Festlichkeiten zum sechshundertsten Geburtstage Dantes verfaßt und legt nicht nur bereites Zeugnis vom Dante-Kult des Schreibers sondern auch von dessen patriotischem Ein-



des neuen Imperiums kennzeichnet.

Das Zeitalter

In der Geschichte der Frau hauptad die den Dichter i Verhältnismäßig risch auf, und erscheinung. Und geschichte eine riode, in der die gerin der achönen merkwürdigerweise so zurückgezogen hat in Japan r literarische Allein Seltenerweise Chronisten, daß hängnisvollen Zeit übernahmen. Die klatschten, aßen : Frauen bewacht ihre erotischen treiten. Männer, d als unkultiviert.

Am Hofe des I der Politik, Kunst Frau, die als Die donymie annahm: schen den Frauen Arbeitsleistung. Di Hehen Konkubine damen Kunst und und Stubenmädchen Erzeugnisse dieser zu den besten kla Frauen, die im männlichen Dicht allgemeine Bildun nische Sprache den Frauen unbek haben eine neue, g... und enu... erachten, sie hab und Kriegerliteratur Liebesgedichten se und vor allem i Bücher in Versen

Verse aus dem Krieg*)

Der Soldat

Von

GEORG VON DER VRING

I.

III.

Da hier im Laube,
Graue Taube,
Blutend und kalt —
Bist du der halbe

Die Front muß
Es geht mir du
Den Becher Tod
Mit roten Beere

icht wissen

gerblutes in der Vor-
m geführt wird, und
rude Müllin konnte so-
unmöglich gewesen
t gegen die englische
den Negeru veröffent-
berühmt gewordenen
inder in Süd Afrika
tionalen Bewegung der

anafrikanische Bewe-
als politisch, Shake-
den ins Afrikanische
das Englische wird
und durch einhei-
Und doch bedeutet

neuen Literatursprache
ischen Ursprungs eine
les ganzen englischen
wältung, deren Träg-
h für die Literatur
sehen werden kann.
Ander, die keine mehr
frikaner nennen, die
be dichten, und, was
gerfreundlich geistigt
eine Kultur, mehr
solchen Bewegungen
mer anderen, jüngeren
räumen.

ESSAD-BEY

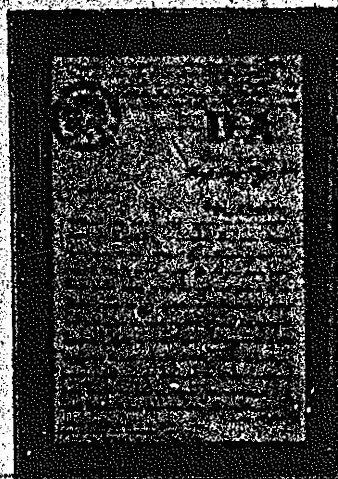
nen Antiquariat

Titel gedenken wir,
vielen Merkwürdigen
n, auf das der Samm-
um der einlaufenden
Ben pflügt. Natürlich
losa nicht rein bibli-
seia. Wir denken an
titel, Exemplare mit
ovenienzen, verschol-
e ihre Verfasser das
reilheit gekostet haben,
ortsetzungen" klassi-
r Briefe wie den Fol-

EF VON 1885

s Unterschrift — das
nicht verlangen. Aber
en des Dichters, Initi-
och dazu mit Sicher-
nte sie sich zu seinen
sichen können. Sie
Asche.

dem bedeutendsten
e Casella, angeboten
en wie folgt: „Der
berühmten Dante-
ista Giuliani und ist
Alfonso Capocciaturo,
und Bibliothek
rief wurde anlässlich
sechshundertsten Ge-
und legt nicht nur
te-Kult des Schreibens
n patriotischem Ein-



des neuen Imperium Romanum ein wenig ge-
kennzeichnet.

Walter BENJAMIN

Das Zeitalter der Frauendichtung

In der Geschichte der Weltliteratur spielt die Frau hauptsächlich die Rolle der Muse, die den Dichter zu seinen Werken inspiriert. Verhältnismäßig selten tritt die Frau schöpferisch auf, und auch dann nur als Einzelerscheinung. Und doch kennt die Literaturgeschichte eine — allerdings kurze — Periode, in der die Frau und nur die Frau Trägerin der schönen Literatur war. Und zwar merkwürdigerweise im fernen Osten: die sonst so zurückgezogen lebende orientalische Frau hat in Japan zwischen 990 bis 1070 die literarische Alleinherrschaft an sich gerissen.

Seltenerweise berichten die japanischen Chroniken, daß die Männer in jener verhängnisvollen Zeit alle Funktionen der Frau übernahmen. Die Männer schminkten sich, klatschten, aßen Süßigkeiten, wurden von den Frauen bewacht und mußten mitunter sogar ihre erotischen Vorrechte den Frauen abtreten. Männer, die dieses nicht taten, galten als unkultiviert.

Am Hofe des Kaisers und der Fürsten, in der Politik, Kunst und Literatur regierte die Frau, die als Dichterin meist männliche Pseudonyme annahm. Allerdings herrschte zwischen den Frauen eine streng durchgeführte Arbeitsteilung. Die Kaiserin und die kaiserlichen Konkubinen trieben Politik, die Hofdamen Kunst und Wissenschaft und die Zofen und Stubenmädchen Literatur. Die literarischen Erzeugnisse dieser eigenartigen Periode gehören zu den besten klassischen Werken Japans. Die Frauen, die im Gegensatz zu den früheren männlichen Dichtern nur wenig Wert auf allgemeine Bildung legten, haben die japanische Sprache von Fremdwörtern — die den Frauen unbekannt waren — gereinigt, sie haben eine neue, leichtere Schnellschrift eingeführt. Und aus dieser Zeit stammen die ersten japanischen Romane. Und aus dieser Zeit stammen die ersten japanischen Romane. Und aus dieser Zeit stammen die ersten japanischen Romane. Und aus dieser Zeit stammen die ersten japanischen Romane.

schlag ab, in-
dem der Preis
hier mehr dem
Propheten der
Eingung Ita-
liens als dem
Dichter gilt.
Giuliani sah in
der Entdeckung
der sterblichen
Heste Dantes die
Weihe des Tri-
umphs von Ita-
lien.

Mit dieser Be-
schreibung ist
wie uns schei-
nen will nicht
nur der denk-
würdige Brief
sondern auch
der Stil der
Bücherkataloge

Fundgrube für das Studium der altjapanischen Gesellschaft geworden sind.

Es ist interessant, daß die japanische Literatur nie, weder vorher noch nachher, ärmer an Gedanken und reicher an Anekdoten war als in den Zeiten der Frauenherrschaft. Auch der berühmteste klassische Unterhaltungsroman Japans „Genji Manogatai“ (Geschichte des Prinzen Genji) stammt aus jener Zeit und wurde von der berühmten Dichterin Murasaki-Shikibu an den Ufern des nicht minder berühmten Biwa-Sees geschrieben.

Die Dichterinnen jener Zeit, die Zofen und Dienstmädchen des kaiserlichen Hofes, führten ein bohémartiges Leben und können als erste Vorläufer der Frauenemanzipation gelten. Sie standen in hohen Ehren, und die kaiserlichen Konkubinen waren immer in Angst, daß ihre Zofe — eine gelehrte Dichterin — in die Dienste einer Rivalin übergehen und dadurch den literarischen Ruf der Herrin schädigen könnte. Der Zank um das Dienstmädchen war eine literarische Angelegenheit.

Die Frauenperiode dauerte bis zum Jahre 1070; als dann die Männer wieder zu Macht kamen, standen sie vor einer Literatur, die keine einzige satirische Frauengestalt aufwies.

Nur einen männlichen Dichter gab es während der Frauenperiode. Dieser tapfere Repräsentant des stärkeren Geschlechts hieß Tossaniki, ohnte die Frauen nach und soll sich sogar, um literarisch anerkannt zu werden, eine Zeitlang als Frau ausgegeben haben.

ESSAD-BEY

Literatur im Konversationslexikon

Es ist sehr merkwürdig, daß im Konversationslexikon — wo in geographischen, naturwissenschaftlichen und technischen Dingen die fortschrittlichsten und zahlreichsten Auskünfte gegeben werden — die Literatur noch immer als Privatangelegenheit der Geheimschreiber betrachtet wird. Man sollte meinen, daß ein Nachschlagewerk, das sich nicht an die Fachwelt, sondern an ein breites und uneingeschränktes Publikum wendet, und außerdem nur etwa alle zwanzig Jahre neu aufgelegt wird, sich ganz besonders vor apodiktischen Urteilen über junge Dichter in acht nehmen müßte. Man könnte verlangen, daß es sich auf die Registrierung von Tatsachen beschränke, und höchstens eine programmatische Äußerung des Autors kommentarlos abdrucke. Was geschieht statt dessen? Einige aus einem zufälligen Anlaß vorgenommenen Stichproben förderten folgende literarische Urteile aus Meyers Lexikon zutage:

Georg Kaiser, Schriftsteller ... der fruchtbarste und erfolgreichste Bühnendichter des Expressionismus. ... Dagegen: Eberhard König, Dichter ... schrieb durch kraftvolle Sprache und bewegte Handlung ausgezeichnete Dramen.

Paul Kornfeld, Schriftsteller ... expressionistischer Bühnendichter ... erregte Aufmerksamkeit. ... Brach, Schriftsteller ... schrieb kraftvolle, vorzulebende Dramen.

Bertolt Brecht, Schriftsteller ... erregte Aufmerksamkeit durch sein brutales, aber wirkungsvolles Schauspiel „Trommeln in der Nacht“.

Die Front muß ich erlaufen.
Es geht mir durch den Sinn:
Den Becher Tod zu saufen
Mit roten Beeren drin.

Weihnacht
Von

Sie winkten uns zu aus dem
Niemandsländ.
Wir rieben uns tüchtig die Hände. Wir
hatten erfrorene Finger.
Wir schleppten geduckt durch den
Graben ein Bäumchen herbei.
Es war verboten zu singen,
Wir schluckten Tränen und ...

Laube,
kalt —
halbe,

Die Lit. Welt 571929 Nr. 21 S. 3

Ne noch nicht wissen

... für Wanderärzte oder für arme Menschen sind eine lange in alten Plakaten bekannt. Der Mechaniker Hans Hautsch Plakate für seinen Kunstwagen 38 für seine Feuerspritze aus berühmten Gemälden von A. Watteau. Um 1775 hob der Taschenschnitzmeister Jacob Philadelphia das Reklameeigenartiger Weise. Zahlreiche wurden von der Reklame diechen umgarnt. Deshalb sagt die Worte: „Seelen fordert Philadelphia. Eine besonders laut aufgezeichnete hieß ehemals „A la Philadelphia. Im Jahre 1845 stiegen in London Ballone auf. Ein darin angelegtes Feuerwerk gab einen lauten Knall, und die Ballons zerplatzten, in eine große Menge von Reklameschütteln.

Deutschland wandte sich zuerst der Drucker Ernst Litfaß, der zuerst zu Auf der Berliner Gasse, von 1840 zeigte er das Plakat in Buntdruck. Es war gewaltige Größe von 9x6 Metern. In London im vergangenen Jahr allerlei sonderliche Reklame geht aus einigen Patenten und hervor. Ein gewisser Harris im Jahre 1824 einen Wagen, auf dem eine Plakatsäule, in Fabrik drehte die abends (war Auf einem Spottbild vom 1840 sehen wir, wie ein Londoner nun einen Mann festhält, der mit leuchtenden Hut für ein Abend-Reklame geht.

und wo man begann, die Anzeigen nur in dazu bestimmte Plakatsäulen kleben, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß Karl Hoer in 1810, Februar 1832 ein Patent für Plakatsäulen bekam, „um die Plakatsäulen zu schützen“. Die Plakatsäulen durch eine kleine Tür verriegelt. Im Jahre 1842 in Paris Plakatsäulen an Säulen angeklebt wurden, aus einer Zeichnung beweisen, dem berühmten französischen Grandville in jenem Jahre verriet wurde. Aus dem Jahre 1847 zwei weitere Zeichnungen von Plakatsäulen aus Paris bekannt. Der vorerwähnte Berliner Drucker Litfaß nicht der Erfinder der Säulen, heute Litfaßsäulen nennt Litfaß am 20. April 1855 zu Berlin Fundament zu seinen Plakatsäulen. Die Säulen, die Plakatsäulen, enthielten einen Brunnen, der den Handgriff betätigt werden konnte. Einige der Säulen, wurden als Bedürfnisanstalten ausgebildet, in elektrisch erleuchteten Reklamen und Inschriften auf Häusern 1883 auf der Leipziger Messe als Plakatsäulen bestaunt. Sie haben ihre Vordere erleuchteten Uhrzifferblätter.



Grandville: Straßenecke mit Plakatsäule

haus seit 1795. Am 23. Januar 1911 fuhr über Berlin das kleine Parseval-Luftschiff zum erstenmal eine Reklamefahrt. Es warf durch zwei seitwärts der Gondel sitzende Projektionsapparate Reklameschriften auf die Ballonwandungen.

F. M. FELDHAUS

Aus der Geschichte des Plagiats

Das Plagiat oder die komplizierte Kunst fremde Werke für eigene auszugeben, ist mindestens ebenso alt wie jede andere Kunst, und erfordert zu ihrer Handhabung Inspiration und theoretische Kenntnisse, die hier wie überall allein den Meister machen.

Erst die Neuzeit hat jedes Plagiat zur strafbaren Handlung erniedrigt; in früheren Zeiten wußte man, daß auch ein Plagiat mitunter „eigene Dichtung“ sein kann. In den alten persischen Dichterverbänden wurde das Plagiat gepflegt als eine Kunst, die studiert werden muß ebenso wie die Rhythmik, Metrik und alle anderen für den Dichter erforderlichen Wissenszweige.

Die Theoretiker des Plagiats verfaßten umfangreiche Schriften über seine Daseinsberechtigung, und an manchen Hochschulen wurde der Diebstahl geistigen Eigentums von gelehrten Professoren in langen Vorlesungen den wissensdurstigen Studenten beigebracht.

Es ist nach der Auffassung dieser Meister nicht leicht, ein kunstvolles Plagiat zu begehen, und ein jeder Literaturprofessor kann ohne Weiteres ein nach allen Regeln zusammengestelltes Plagiat von der plumpen Aneignung eines fremden Werkes unterscheiden.

Der größte Theoretiker des Plagiats ist der berühmte Dichter Kabys, der im Nebenberufe König von Gilan war und im 11. Jahrhundert in Persien ein Gebiet von der Größe Preußens regierte. In seinen Schriften erklärt er, daß ein Dichter, der allgemein als solcher anerkannt ist, aber zufällig keine originalen Gedanken findet, also momentan nichts Neues zu sagen hat, unzweifelhaft das Recht habe, aus den Schätzen der Vergangenheit zu schöpfen. Damit beweise er nicht nur seine Hochachtung vor den Dichtern, deren Werke er für

tern, die bereits von dem deutschen Nationalökonom J. J. Becher vorgeschlagen und spätestens seit 1710 ausgeführt wurden. Das älteste mir bekannte beleuchtete Uhrzifferblatt in Deutschland hat Frankfurt a. M. am Schauspiel-

THOMAS MANN

Die erzählenden Schriften

Gesammelt in drei Bänden, Dünndruckausgabe

Inhalt:

- Band I: Buddenbrooks
- Band II: Die Novellen und Königliche Hohheit
- Band III: Der Zauberberg

In Ganzleinen 16 RM

Einzelausgaben

Buddenbrooks

Vorfall einer Familie

185. Auflage, Zwei Bände

Gehftet 12 RM, Ganzleinen 17 RM, Halbleder 22 RM

Königliche Hohheit

Roman, 85. Auflage

Gehftet 6 RM, Ganzleinen 8,50 RM, Halbleder 11 RM

Betrachtungen eines Unpolitischen

26. Auflage

Geh. 7,50 RM, Ganzleinen 10 RM, Halbleder 12,50 RM

Rede und Antwort

Gesammelte Abhandlungen und kleine Aufsätze, 16. Auflage

Gehftet 6 RM, Halblein, 8 RM, Ganzleinen, 8,50 RM

Halbleder 11 RM

Novellen

Zwei Bände, 15. Auflage

Je gehftet 6 RM, Halblein, 8 RM, Ganzleinen, 8,50 RM

Halbleder 11 RM

Der Zauberberg

Roman in zwei Bänden, 99. Auflage

Gehftet 16 RM, Ganzleinen, 21 RM, Halbleder 25 RM

Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande.

120. Auflage, Druckleitung und Einbandentwurf von E. R. Weiß

Fleisibel gebunden, Ganzleinen, 12 RM, Ganzleder 18 RM

Unordnung und frühes Leid

Novelle, 45. Auflage, Einband, Vorsatz, Titelvignette und Schutzkarton in mehreren Farben nach Entwürfen von Karl Walser

Gebunden 4,50 RM

nach der Vorschrift, er nichts, was nicht erlaubt war, und wenn er etwas sagte, bestimmt ein politischer

Die Revolution überraschte den Major, dessen Bein steif geworden war, in einem Sanatorium im Westen Berlins.

bei ev. well 5/1929 Nr. 29 S. 3-4 A

Dounay, der Historiker der 3. Republik, Gabriel Hanotaux, sowie ihr großer Karikaturist Abel Faivre leben von ihnen noch heute. Die meisten aber haben es wie Albert Sorel, Jules Claretie, Adrien Hébrard, Jules Lemaitre, Frédéric Masson und Massenot vorgezogen, rechtzeitig aus dieser Welt zu verschwinden, in der heute jeder geschäftstüchtige Tertiarier nur ein mildes Lächeln für solche Amusements übrig haben würde.

Jean R. KUCKENBURG

DAS LETZTE DICHTER-TURNIER

Die Dichterturniere, die in Europa einige Jahrhunderte lang als Abganz der orientalischen Dichterkämpfe blühten, gehören jetzt der Vergangenheit an.

Im Orient, wo die Dichterturniere entstanden sind, waren sie noch bis Ende des vorigen Jahrhunderts Sitte. Die Dichter versammelten sich zu großen Festen am Hofe des Sultans, sangen ihre Strophen und empfingen aus den Händen ihres Potentaten die Krone des Dichterkönigs. Das Durchdringen der Druckpresse vernichtete diesen Brauch.

Doch konnte ich in Aserbaidjan noch vor 15 Jahren das letzte Dichterturnier miterleben: Dieses Dichterturnier fand in der Nähe des Araks-Flusses in einem Dorfe statt, dessen Bevölkerung seit jeher der Kunst der Verse gegolgt hatte.

Der bekannteste Dichter des Landes war damals zugleich der Landesvater, der Fürst Malki, und zu ihm begaben sich die Einwohner des Dorfes mit der Bitte, am Turnier teilnehmen zu dürfen. Als „Dichter mit Namen“ erkundigte sich der Fürst, mit wem er eigentlich wetteifern sollte und erhielt die Antwort, daß eine 16jährige Bettlerin aus der Umgegend ihn offiziell zum Zweikampf auffordere. Da die Literatur im Orient keine Standesunterschiede kennt, willigte der Fürst ein und begab sich in Begleitung der besten Kritiker des Landes zum Turnier.

Da ich damals gerade in der Nähe des Dorfes weilte, so begab auch ich mich zu dem Orte vor der Moschee, um dem Kampf zwischen dem Fürsten und der Bettlerin beizuwohnen. Im Dorfe erfuhr ich auch die Einzelheiten über die merkwürdige Dichterin: Sie stammte irgendwo aus der Ebene um den Araks, besaß keinerlei Verwandte, wanderte in zerlumpte Kleider durch das Land, sammelte Almosen und wurde im Volksmunde einfach „Peri“, d. h. „himmlisches Wesen“, genannt. Jeden Abend sang sie an den Ufern des Araks-Liedes, die denjenigen von Hifir überlegen gewesen sein sollen.

Am Tage des Turniers versammelten sich auf dem Platze vor der Moschee die Geistlichkeit, die Regierungsbeamten, fremde Gäste, die Bevölkerung, die Kritiker und der in Seide gekleidete Fürst mit seiner Gefolgschaft.

Die Peri erschien als letzte, küßte dem Fürsten die Hand, denn sie war ja seine Untertanin, und warf ihren Schleier ab.

Ich war damals noch keine 10 Jahre alt, konnte mich aber noch entsinnen, wie die Menge zurückprallte, als sie ihr entleierten Gesicht sah. Ich habe seitdem kein Gesicht von so vollendeter Schönheit gesehen.

Das Turnier begann: Der Fürst improvisierte seine Strophen, in denen er die Schönheit des „himmlischen Wesens“ pries. Liebeskummer, Metaphern, Chasellen, alle Bestandteile der östlichen Dichtung wimmelten in seinem sonst ganz anständigen Vortrag.

Dann begannen die Lieder der Peri. Die Peri war aber keine Berufsdichterin, sie senkte die Augen, schämte sich, unverschleiert vor der Menge zu stehen, sprach langsam, aber immer laut ihre Gedichte waren die Antwort auf die Liebeserzählungen des Fürsten. Sie klagte über unglückliche Liebe; sie sei auch verliebt, sie wandere durch die Ebenen des Landes und ergötze sich jeden Abend an ihrem Liebhaber, er sei — der Mond, der sich in dem Araks-Flusse spiegelt.

Als sie zu Ende war, stieg der Fürst von seinem Rosse, näherte sich dem Mädchen, und küßte den Saum ihres zerlumpte Gewandes; die Kritiker, die Regierungsbeamten und das Volk folgten ihm.

An dem Feste, das ihr zu Ehren gegeben werden sollte, weigerte sich die Peri teilzunehmen, auch den üblichen Heiratsantrag des Fürsten wies sie ab.

Das Mädchen war wirklich in den Mond verliebt, eine psychische Krankheit, die sehr selten im Orient vorkommt. Sie ging abends zu den Ufern des Araks, sah, wie sich der Mond im Wasser spiegelte, und — warf sich in den Strom.

Das war das letzte Dichterturnier, das letzte romantische Ereignis des Orients. Heute verliehen sich die Frauen nicht in den Mond, nicht die Fürsten haben aufgehört, Gedichte zu schreiben. Die Druckpresse vernichtete die Turniere, und ich glaube, daß die jetzt revolutionäre Bevölkerung am Araks-Flusse die Peri längst vergessen hat.

ESSAD BEY

entgegenbringen. Diese Schöpfer üben auf die Menschen, die jenseits ihrer eigenen Landesgrenze leben, einen stärkeren Einfluß aus als auf ihr eigenes Volk.

Wer will da riefen? Wer will es wagen zu bestimmen, wieviel Seelen ein Volk zählen muß, damit es ein Anrecht auf eine Kultur hat? Jeder einzelne Ton ist ein wichtiger Bestandteil in der Symphonie der Welt. Daher ist jeder Angriff auf die Kultur eines Volkes, mag es über Armeen verfügen, die es beschützen, mag es schutzlos sein, wie das Volk, dessen Kultur zu repräsentieren ich die Ehre habe, gleichzeitig ein Angriff gegen die ganze Menschheit, ist ein Angriff auf dein und mein geistiges Kapital. Die Unterdrückung der Kultur eines Volkes bedeutet nicht allein ein Todesurteil gegen dieses Volk und seine Zukunft, sondern ist gleichzeitig auch ein frecher Raubüberfall auf die gesamte Menschheit. Dieser Raubüberfall hat nicht nur die Tendenz, den freien Zutritt der Welt zu den Schöpfungen dieses Volkes

Das deutsche Buch in Frankreich

Eine Rundfrage, die ich bei den wichtigsten Pariser Verlegern unternahm, um etwas über die Erfahrungen, die sie mit der Veröffentlichung deutscher Literatur im Nachkriegsfrankreich gemacht haben sowie über ihre Zukunftspläne zu hören, ergab folgendes Material:

Die „Editions Montaigne“ werden eine Reihe deutscher Klassiker herausbringen, deren Bände den Urtext und die Übersetzung jedes Werkes sowie ein ausführliches Vorwort über den Autor enthalten werden. Die Übertragung ist hervorragenden Germanisten, meistens Universitätsprofessoren anvertraut. Es sind für den Augenblick u. a. vorgesehen: Goethe, „Satyren“, „Stella“, „Prometheus“; Schiller, „Kabale und Liebe“; Storm, „Aquis submersus“; Hölderlin, „Epiker“; Heine, „Kunstreich“; Otto Ludwig, „Der Erbforster“; Kleist, „Prinz von Homburg“; Eichendorff, „Aus dem Leben eines Taugenichts“.

Ähnlich umfangreich ist das Programm der „Bibliothèque Stock“. Es enthält u. a. Werfel, „Der Abiturientenlauf“; Hermann Hesse, „Demian“; Felix Salten, „Bambi“; Remarque, „Im Westen nichts Neues“.

Rieder, der diesjährige Verleger Leonhard Franks und des „Dostojewski“ von Stefan Zweig, bereitet vor: Leonhard Frank, „Karl und Anna“; Martin Buber, „Die Legende des Bal Scheim“, sowie ein Werk Werfels.

Simon Kra, bei dem die deutsche Literaturgeschichte von Felix Bertaux erschienen ist, denkt an baldige Publikation von: Thomas Mann; Heinrich Mann; Werke, und einiger Arbeiten Fritz von Unruh und Friedrich Gundolf.

Albin Michel hat in der vergangenen Saison mit dem „Jud Süss“ von Penchotwenger und Bertaurs „Stadt ohne Juden“ ganz gute Erfahrungen gemacht und wird in diesem Jahr mit der Mariä sein Glück versuchen. Der Verlag Emile-Paul Frères hat das Übersetzungsrecht von Meyrink, „Der Golem“ erworben, und die „Editions de France“ wollen das französische Publikum, nachdem sie in der „Revue de France“ für Thomas Mann geworben haben, mit neuen Werken Arthur Schnitzlers bekanntmachen.

Die „Nouvelle Revue Française“ konnte mir leider, noch keine detaillierte Auskunft geben, da feste Entscheidungen betreffs deutscher Autoren noch nicht getroffen waren, doch wird dieser immerhin produktive Verlag auch 1929 bis 1930 weiterhin besonders das jüngere deutsche Schrifttum pflegen. Die Verlage Grissat, Fayard und Flammarion sehen von Veröffentlichungen deutscher Autoren fürs Erste ab.

Offenbar ist reichhaltiger und von einigen groben Schnitzern abgesehen, gut aufgestellter Arbeitsplan; um so lobenswerter, als die Publikation eines deutschen Buches auch heute noch für den Pariser Verleger ein beträchtliches geschäftliches Risiko bedeutet. Fast alle Direktoren der bedeutendsten Häuser, die mir ihre Antwort sandten, waren sich in der Betonung dieser Schwierigkeiten einig. Das große Publikum schaltet als Konsument für das deutsche Buch zum überwiegenden Teil aus, man muß von vornherein mit einem beschränkten Kreis literarisch geschullter Leser rechnen und deckt den hierdurch verursachten finanziellen Ausfall gewöhnlich dadurch, daß man die betreffenden Bücher statt in der gewöhnlichen 12 Franken-Ausgabe für 18 Franken auf den Markt bringt. — Der Schluß von dieser leider unerfreulichen Erscheinung auf den Chauvinismus des französischen Publikums ist ebenso naheliegend wie falsch. Auf meine Frage nach den Gründen der Antipathie gegen das deutsche Buch erklärten mir die hiesigen Verleger fast einstimmig, daß „der deutsche Roman im Allgemeinen zu lang und ungeachtet sei und nicht die Meisterschaft der großen englischen Werke erreichte habe.“

gische Dichter Louis Pierard über in verschiedenen Ländern erfolgt Übergriffe der Zensur gegen dichterische Werke und beantragte eine Resolution, die von den Vertretern aller Staaten einstimmig angenommen wurde. Der Text dieser Resolution lautet: „Der 7. Internationale Kongreß der P.E.N.-Clubs versteht wohl die Bestrebungen des Völkerbundes und der Regierungen, Kindheit und Jugend vor der Verbreitung unsittlicher Schriften zu schützen.

Aber andererseits darauf bedacht, den Schriftstellern die Möglichkeit zu geben, ihre Gedanken frei zu äußern; und den ungehinderten Vertrieb von Kunstwerken zu ermöglichen, muß er seinem Bedauern Ausdruck geben, daß gerade in der letzten Zeit die Behörden einiger Staaten die Werke großer Klassiker und im besten Sinn moderner Schriftsteller mit den Erzeugnissen einer verwerflichen Industrie verwechseln konnten.“

U.

(Stock), daß „der französische Leser sich nur schwer dieser Art anpasse, deren Schwerfälligkeit einen wirklichen Erfolg fast unmöglich mache.“ (Albin Michel), daß „viele der deutschen Werke zu weit gefaßt seien.“ (Simon Kra).

In dieser reinen Form ist der Vorwurf der Schwerfälligkeit gegen den deutschen Roman, die deutsche Literatur überhaupt selbstverständlich ebenso falsch wie die deutsche Behauptung von der Oberflächlichkeit des französischen „Esprit“, ein Wort, in dem fast immer etwas Verachtung mitschwingt. Und doch liegt in Beiden, wie in jedem Vorurteil, eine Wahrheit, die allerdings in dieser Fassung unerträglich vulgarisiert und verallgemeinert ist. Die deutsche Literatur an sich ist zwar ebenso wie die französische wie die französische überflächlich, doch wird jeder, der in beruflichem Kontakt mit dem Schrifttum beider Länder steht, die Feststellung gemacht haben, daß bei einer Übertragung ins Französische selbst durch den gewissenhaftesten und tüchtigsten Übersetzer das Deutsche schwerfälliger und im umgekehrten Falle das Französische oberflächlicher scheint. Es ist die hervorragende Eigenschaft der französischen Sprache, daß sie „genügend geschmeidig ist, um den subtilsten Regungen der Vernunft zu folgen, wie das Deutsche fähig ist, sich den tausend Nuancen des Gefühls vollkommen anzuschmiegen.“ In diesem sprachlichen Gegensatz ist ganz natürlich, denn Sprache und Geist sind ja in der Substanz identisch, der Gegensatz des deutschen und französischen Geistes gegeben. Das Verhältnis setzt erst mit dem Augenblick ein, wo aus diesem prinzipiellen Unterschied der französischen und deutschen Konzeption der Wirklichkeit ein Werturteil abgeleitet werden soll.

Man könnte aus diesem sprachpsychologischen Unterschied eine ganze Geschichtsphilosophie herleiten; doch will ich mich als Ergebnis meiner Pariser Enquete mit dem Paradox begnügen, daß eine Übersetzung guter deutscher Autoren ins Französische keineswegs immer eine Propaganda für den deutschen Geist im Ausland ist, ja daß ein Autor oft im umgekehrten Verhältnis zur Qualität seiner deutschen Diktion in Frankreich schwerfälliger und ungeliebter oder gewandt und glänzender erscheinen wird.

Der wirkliche Einfluß des deutschen Geistes auf Frankreich hat sich niemals im direkten Austausch der geistigen Güter gezeigt, sondern in der nicht zu wägenden, nicht abzuschätzenden Befruchtung von Volk zu Volk, die immer erst zumindest ein Jahrhundert später evident wird. Und in dieser Exklusivität des deutschen Geistes, das unvergleichlich schwerer als das französische mit fremdsprachigen Mitteln zu interpretieren ist, scheint mir einer der Hauptgründe für das oft bewunderte Phänomen zu liegen, daß im Verlauf der letzten 500 Jahre Frankreich in allen geistigen Dingen Anreger gewesen zu sein scheint. Der intellektuelle Warenaustausch in Form von Büchern, Bildern usw. ist statistisch festzustellen, und auf diesem Gebiet sieht Frankreichs Hegemonie ganz außer Zweifel; die unendlich langsamere kulturelle Durchdringung aber, auf die wir beschränkt sind, entzieht sich dem Konjunkturbarometer der Epochen und verbleibt den unwichtigen Vergleich, ob Balzac in Deutschland mehr gelesen wurde als Goethe in Frankreich.

Jean R. KUCKENBURG

MANUSKRIPTE
aller Gebiete, Politik, Dichtung, Komposition usw. übernimmt moderner Verlag zur Buchausgabe. Einsendung Druckvorlage, Rückporto unter: F. Z. 2307 an die Annoncen-Expedition Dr. Arnold, Leipzig C 1, Simsonstraße 5.

Um einen arabischen Urtext Eingeleitet von

In Leinen M

DIE berühmte Sammlung der V in einer vollständigen Arabischen abgedruckte der bedeutende jahrelanger Arbeit geschaffen der berühmte Ke ngleich als ein Instrument der de Kunst zu meistern jetzt vorliegende ausführliches N. die Gese

Aus d Hugo v

„Wir hätten die Knaben waren; t meinten, weil zu wir es wieder i es uns — wie s Nun sind wir Mi uns zum dritten wir's erst wirkli vor Augen gekon und Nacherzähl tliches Ganzes tümlichste Schönk zerstören? Hier Überschwang der Weltweisheit; hie heiten, Träume, Unanständigkeiten kühnste Geistigk Stinlichkeit in ein in uns, der sich obersten bis zum t wird hier belebt ur

Die schön

Tausend

Oriental

Ausgewählt un

Zwei Bände in der

Ausgal

In l

Über diese Ausgal in der Frankf und ein Tag ist Nachlese des Ger lung ähnlicher älteren Redaktio teren Sammlung Anspruch auf bes sie verständig li auf Kosten uns Dichtung haben, guten Fremden s Eigen

Als Ausu

Die schön Tausen

Wohlfeile

In Halbleinen

Diese Auswahl i Geschenk für

INSE

ALLERHAND AKTUELLE LITERATURPROBLEME

Wie sieht es in Sowjetrußland aus? / Eine Alternative

I. Ein Sechstel der Erde verbietet die Hälfte der Weltliteratur

Wenn ein obskurer amerikanischer Dichter die Werke Voltaires als pornographische Schriften verbietet, wenn ein lehensinniger skandinavischer Kollege aus ähnlichen Gründen die Bibel verbieten will, wenn das amerikanische Gericht die Darwin-Theorie für unwahr erklärt und ihre Verbreitung untersagt, um in der Neuen Welt Einstein als Iverieumder bekämpft werden soll, - importiert diese Art von Zensur einen umständlichen Europäer kaum. Es gibt eine Grenze, nach deren Überschreitung die Zensur das Gebiet des Bekämpften verläßt und ins Lächerliche fällt. Wenn aber ein Berliner Richter die Zeichnungen von George Grosz beschlagnahmt, den Dichter Joh. R. Becher auf die Angebank setzt und die Schriften von Julius Hirschfeld vernichten will, so steht sich mit Recht gegen diese Art von Zensur die gesamte Öffentlichkeit. Hat in vielen Fällen den Sieg davongetragen. Diese Zensur, die noch nicht ins Lächerliche geraten ist, zu beenden, ist Recht und Pflicht des Fort-

kennt. Rußland hat Tausende von Zeitungen, unter denen es keine einzige gibt, die nicht das Organ irgendeiner kommunistischen Organisation wäre. Trotz dieser Pressefreiheit hat Rußland eine Vorzensur, und zwar nicht nur für Zeitungen, sondern für sämtliche Erzeugnisse der Druckpresse also für Bücher, Plakate, Aufschriften, Schilder, Reklameflächen, sogar für Visitenkarten, die auch einer Zensurgenehmigung bedürfen. Es existiert ein Index verbotener Bücher, auf dem sich die bedeutendsten Werke der Literatur befinden. Obwohl die Existenz eines solchen Index von Lunatscharski wiederholt bestritten worden ist, gibt es ein von der Schwester Lenins unterschriebenes Rundschreiben, herausgegeben von der Hauptverwaltung für politische Aufklärung, das die sofort durchzuführende Reklatur der Bücherbestände aller Bibliotheken behandelt. Es stellt die Grundsätze auf, nach denen die philosophische, religiöse und verwandte Literatur zu sichten oder zu vernichten ist. Gestattet wird, daß je ein Hauptwerk in akademischen Bibliotheken in einem einzigen Exemplar aufbewahrt wird. Diesem Rundschreiben ist ein Index beigelegt, auf dem sich unter andern

wurden mit der Begründung, daß Marx von Lenin bereits überholt sei und als überflüssig verboten werden müsse. Verboten worden sind auch eine Reihe von Opern, darunter die von Wagner, ferner Operetten und sogar mehrere Ballettstücke. Die Theaterzensur hat Stücke von Shakespeare, Lernmottos, Puschkin und von hundert anderen Autoren unterdrückt. Auch der Wissenschaft sind die strengsten Beschränkungen auferlegt, und irgendeine weltfremde philologische Gesellschaft z. B. ist genötigt, die Nützlichkeit der Philologie für den Kommunismus zu beweisen, etwa zur Erforschung des Sprachschalters der unterdrückten Völker. Das Gleiche gilt für die Naturwissenschaft, die nur den Darwinismus kennen und nicht von der Existenz etwa eines Lamarckismus wissen darf. Sogar die Astronomie, Geographie und Geologie müssen, bevor sie zu wissenschaftlichen Arbeiten zugelassen werden, in einer besonderen Prüfung ihre marxistische Vorbildung und Überzeugung beweisen.

Unsere Publizisten zur Kenntnis: Wer mit Rußland geht, hat über Zensurfragen, über die Freiheit der Kunst und Literatur zu schweigen, darf nicht mitreden, solange er die Ukraine der Schwester Lenins akzeptiert und den Polizeiwachmeister über Aristofel stellt.

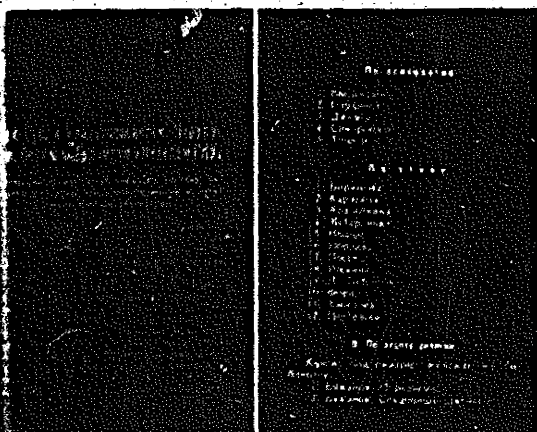
ESSAD-BEY

II. Daselbe Problem, von Sowjetseite gesehen

Das Gesicht des Sowjet-Lesers! - Fliehende Bibliotheken, große Buchereien und Lesehallen, besondere Anstalten zur Erforschung der Psyche des Lesers, bibliographische Enquêtes sind zur Zeit damit beschäftigt, Geschnack, Wünsche und Interessen des russischen Lesers zu ermitteln. Sie arbeiten mit altem Mitleid der Leserkritik, der Umfrage u. a. daran, die Umrisse und Züge des Antlitzes des russischen Lesers, die noch nicht klar genug sichtbar sind, deutlicher in Erscheinung treten zu lassen.

Ich habe das Buch von J. London, „Jerry“ zu lesen begonnen, es hat mir nicht gefallen. Ich wollte es erst unter allen Umständen zu Ende lesen, aber ich kam zu keinem Schluß damit. Das ist eine der typischen Kritiken, die in diesem Falle von 19-jähriger Bauer, der die Schule beendet hat, gibt. In der Moskauer Zentralred der fliegenden Buchereien kann man Tausende solcher Kritiken finden.

Die besten Urteile der Bayern bekommt Gorki. „Ein gutes Buch ist das von Gorki: „Unter Menschen“. Es ist wunderbar, und besonders für uns Bayern geschrieben. Wahrscheinlich ist der Verfasser selbst einer der Unseren. So schreibt ein 23-jähriger Bauer aus dem Kreis Kün. Welch wunderbarer Schriftsteller! Ganz nah kommt er dem Leben der Armen, ganz innig weiß er es zu schildern. Gibt uns noch mehr von Gorki! Schickt noch mehr von seinen Büchern! Bittet ein Schmied aus dem Kreise Podolsk.



Faksimile zweier Seiten aus dem Sowjet-Index (mit wörtlicher Übersetzung)

gültigen Literaten, der an Darwin-Einsten glaubt. Wie aber manche der liberalen Freiheitskämpfer das Verbot des George Grosz bekämpfen und zu jeder Zeit das Verbot von Tolstoi, Schopenhauer, Kant, Nietzsche, Spencer und Popkin begeistert bejahen können, mag das Gewissen des Einzelnen überlassen sein. Die Aufgabe dieser Zeilen ist nicht, irgend Jemandem seine Vorliebe für Rußland zu nehmen, sondern jedem Uningenommenen zu zeigen, daß ein Laie und Politiker, der Rußland bejaht, ethisch und ethisch nicht das Recht mit geistigen Mitteln gegen irgend eine andere Art von Zensur aufzutreten.

folgende Titel und Autoren betreffen. Die Evangelien, der Koran, der Talmud, sämtliche philosophischen Werke von Platon, Descartes, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Spencer, Solowjew, Mach, Taine, Carlyle und die Biographien aller Philosophen. In dem seitenlangen Verzeichnis der auszurottenden Bücher befinden sich ferner die Geschichte des Materialismus von Lange, die philosophischen Werke von Krapotkin, Ruskin und Leo Tolstoi. Der Index der Schwester Lenins ist nur als Richtlinie aufzufassen, seine Ergänzung durch ähnliche Werke ist ausdrücklich den Ortsbehörden und der politischen Polizei (G.P.U.) vorgeschrieben, so daß der Wachmeister in der entlegensten Provinzstadt berufen ist, die Werke der Weltliteratur nach eigenem Ermessen zu verlieten. So kam es auch, daß in einem nordrussischen Nest die Werke von Marx verbrannt

Unser Photomontage-Motto

(Siehe Nr. 10 L.W.)



Dies ist auf einer Fahrt jener Dampfer geschehen, die alle paar Wochen mit ethischen Fahrgästen, Sachsen und andern Deutschen, die Kanarischen Inseln aufsuchen, um deren Ruhm und Barken im Norden verbreiten zu helfen. Das Glück solcher Erlaubsreise gilt wahrhaftig nicht teuer, also ist das Publikum geistig und unheimlich, oder nicht sehr geistig, doch auch noch nicht reich genug, noch nicht, um sagen und tun zu können wie jene Benedikten. Damals, in Bombay, auf unsrer dritten Weltreise.

Und es waren auch an Bord und lernen sich kennen, nachdem sich nordisch

die Knabenhüllen lange hingen. Aber eine neue Stimme klang ein und sagte: „Mag stimmen, daß solche Nahrung wieder zur Lyrik führt. Denn Fleischfresser denken nur Mord.“ Es war Pelle, der Dichter, und er wollte sich mit seinen Worten unangenehm machen bei beiden Damen, mit dem Morde bei Frau Buttman, mit der Lyrik bei Fräulein Godicke. Sein Erfolg war ein allgemeines Gespräch über Abschaffung der Todesstrafe. Das hatte er nicht erwartet.

Doch mit Herrn C. F. Buttman ankam er abends, auf der Höhe von Cap Fi

IND ALTES, WAS SIE NOCH NICHT WISSEN

wegh-Drama

amens, aber nicht seelenverwandt mit der Heldin der Tostoischen „Auferstehung“, denn am selben Tage erzählte sie, ernüchtert und erbost, Frau Herzen den Vorfall. Das Herz Nataliens, die ihren Mann seit ihrer frühesten Jugend kannte und liebte, krampfte sich zusammen. Wer weiß, ob in der jungen Frau nicht ein Tropfen dieser Bitternis zurückgeblieben war, als sie ihrem Mann in das Ausland folgte. Wie dem auch sei, es steht fest, daß Herweghs Liebeswerben in ihrer Seele einen starken Widerhall gefunden hat. Dies Alles konnte Herzen, dieser großartigen Natur, in der Energie und Verstand sich die Waage hielten, nicht anstehen. Außerordentlich gastfreundlich wie er war, vermochte er nicht, einen von den Emigranten, die sein Haus aufsuchten, von sich zu weisen. Am wenigsten Herwegh, der immer beteuerte (später auch in seinen 20 Briefen an Herzen): „Ich kenne die trostlose Schwäche meines Charakters. Deiner ist heller und stärker als der Meinige, unterstütze mich, sei mir älterer Bruder, Vater.“ Diese Briefe nacheinander zu lesen ist eine fast unerträgliche Qual. Hier feiert die psychische Pathologie Orgien. Bald wirft Herwegh Herzen Kälte vor, bald behrt er ihn an, ihn nicht zu verlassen, er könne ohne ihn nicht leben, bald wünscht er die Einmischungen der „wahnstümmigen Frau“ (gemeint Emma), seine anders geartete Seele krampfe sich vor ihren derben, harten Berührungen und sogar vor ihrer allzu lauten Stimme zusammen. Er wolle ein neues Leben beginnen, mit ihnen, Herzen, zusammen natürlich, und immer wieder nennt er Herzen Bruder, Vater, Zwilling. — Was ging eigentlich in Herwegh vor? War er krank, vom Liebesfieber geschüttelt? Das Zeugnis Wagners, Herwegh habe zu jener Zeit Sonette geschrieben, die ihn als Dichter der Liebe unsterblich machen könnten, vermag Herweghs Ergüsse an die Person Herzen kaum hinreichend zu motivieren. Herzen willert Gefahr, hofft aber, daß Herwegh sich ihm eröffnen wird. Vergebens. Nicht vor ihm, sondern vor Natalie schüttet Herwegh sein Herz aus, und sie wiederholt wie ein Echo die Rufe des Verliebten: Ende 1849 reiste Herzen aus Zürich nach Paris. In Bern kam er mit Herwegh zusammen. Und wie in den Briefen gab Herwegh bei der Begegnung seinen Gefühlen extravaganten Ausdruck. Verhalten wartete Herzen in höchster Spannung auf ein Gespräch. Es waren, wie er später sagte, vielleicht die letzten Minuten, da er noch Herwegh liebte. Aber der Freund schwieg. In Paris eingetroffen, entschloß sich Herzen an seine Frau zu schreiben. Er bat sie, ihr Herz in aller Ruhe zu prüfen und restlos offen mit ihm zu sein. Die Antwort, in der sie ihre Liebe zu ihrem Mann beteuerte, ließ die erwünschte Klarheit vermissen. Er antwortete, er sei bereit, mit seinem Sohne Sascha nach Amerika zu gehen, nur um eine Lösung herbeizuführen. Natalie erschrickt vor dieser Drohung, und schon zwei Tage später trifft sie mit ihren Kindern in Paris ein. Die Pariser Behörden wiesen aber kurz darauf Herzen aus Frankreich

aus, auch Emma Herwegh wurde die Aufenthaltserlaubnis entzogen. Sie fuhren gemeinsam nach Nizza. Im Winter traf dort auch Herwegh ein. Er witterte einen für ihn ungünstigen Umschwung, nahm die Pose Werthers an, behandelte seine Frau schlechter denn je, — sie kam immer mit verweinten Augen zu Natalie, und beide Frauen redeten sich ein, Herwegh werde sich das Leben nehmen. Eine krankhafte Unruhe bemächtigte sich Natalies. Herzen sah Alles, und quälte sich. Er forderte einen letzten Entschluß.



Georg Herwegh
Foto Tschequatan

Natalie blieb bei ihrem Manne, innerlich zerrissen und zerrüttet. Die Familie Herwegh mußte Herzen's Haus, in dem sie untergebracht war, sofort verlassen. Es spielten sich peinliche Szenen ab, insbesondere für Emma, die wie immer die pekuniären Sorgen auf sich nahm und sich jetzt, völlig mittellos, gezwungen sah, an die Freigibigkeit Herzen zu appellieren, der bereit war, Alles zu vergeben, um von der Gegenwart Herweghs befreit zu werden. Aber hiermit endete das Drama nicht. Herwegh konnte sich nicht beruhigen. Er schrieb einen Brief an Herzen, den dieser ungelesen zurückschickte. Dann begab er, Natalie mit Briefen zu überschütten. Er teilte ihr mit, daß er zuweilen seine Kinder abschlichten und in ihrem Blute gebadet bei Herzen erscheinen möchte; dann flehte er wiederum Natalie an, ihn mit ihrem Mann zu versöhnen, er sei bereit, Alles auf sich zu nehmen und in ihr Haus als Saschas Erzieher einzutreten; oder er drohte, er werde sich zu Tode hungern (die arme Emma glaube ihm auch und nahm daraufhin 30 Stunden lang keine Nahrung zu sich), wurde aber überführt, denn er stand an der Straßenecke und aß Salami.

Immerhin schien es, daß nun ein neues Leben beginnen könne, aber der Tod trat dazwischen. Während einer Schiffskatastrophe ertranken Herzen's Mutter, sein Sohn und dessen Erzieher. Die kaum wiederhergestellte Natalie wurde vom Schmerz niedergeworfen. Selbst auf dem Krankenlager wurde ihr keine Ruhe zuteil. Her-

wegh ließ nicht locker, er forderte in einem Briefe Herzen, weil der Letztere durch seine Verleumdungen Natalie irre gemacht habe und sie ihm deswegen untreu geworden sei. Herzen wollte von einem Duell nichts wissen. Nicht Satisfaktion durfte sein Beleidiger von ihm erwarten, sondern Bestrafung, Rache. Von allen diesen Dingen blieb Natalie nicht verschont. Sie erfüllte von Herweghs Forderung, und wollte durchaus den Brief sehen. Herzen zeigte ihr nur die Stelle, von der er sich besonders getroffen fühlte. Seitdem hatte Natalie für Herwegh nur Verachtung übrig. Diesen Gefühlen gab sie Ausdruck in einem Briefe, den sie an Herwegh richtete. Aber Herwegh schickte den Brief unöffnet zurück. In Wirklichkeit hatte er den Brief gelesen, sogar einen Zettel ins Kouvert hineingelegt und dieses nachher wieder zugesteckt.

Vor Nataliens Tode richtete Emma an sie einen Brief, in dem sie „für Alles und für Alle“ um Verzeihung bat. Als aber diesem Schreiben eine Bitte Emmas folgte, ihr den Wechsel auf 10 000 Franken, die zu Herweghs Herzen schuldeten, herauszugeben, schrieb der Letztere: „Ja, in dieser Tragödie vermisst man, wie bei Shakespeare, zugleich mit herzzerreißenden Klängen, mit Seufzern, durch die die Seele ausgehaucht wird — Gassen geschrei, rohes Gelächter und Markthandel.“

Durch die Übersiedlung Herzen's nach London im Herbst 1852 fand dieses Drama seinen Abschluß. Aber Herzen blutete daran sein ganzes Leben lang. Den Freunden schrieb er nach Rußland: „Hier lerne ich nicht lieben, sondern hassen. Ich bin schrecklich einsam.“

Grigori FUCHS-GRIF

Leutnant Dostojewski

In den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden der russische Literat Petraschewski und seine Genossen wegen „staatsfeindlicher Gesinnung“ verhaftet, vor das Kriegsgericht gestellt und zum Tode oder zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt.

Das Verbrechen des Petraschewski-Kreises bestand in ihrem Interesse für den Sozialismus und für verbotene ausländische Schriften, was von Nikolaus I. eine „gefährliche Verschwörung“ genannt wurde. Unter den zum Tode Verurteilten befand sich bekanntlich auch der junge Genieoffizier Dostojewski, der erst vor dem Scharfrichter zur Verbannung nach Sibirien begnadigt wurde.

Der genaue Wortlaut des Gerichtsbeschlusses ist jetzt von dem russischen Literaturhistoriker Tschequatan in seiner Dokumentensammlung über den Fall Petraschewski veröffentlicht worden. Dieser Beschluß lautet: „Das Militärgericht hat den Angeklagten Dostojewski der folgenden Verbrechen für schuldig erkannt: Im Mai dieses Jahres erhielt der Angeklagte Dostojewski die Abschrift des verbrecherischen Briefes des Literaten Bjelinski an den Schriftsteller Gogol. Dostojewski las diesen Brief im Hause des Angeklagten Durow und übergab ihn zur Abschift dem Angeklagten Mamfelle. Außerdem befand sich der Angeklagte bei dem Angeklagten Speschner, als dort revolutionäre Gedichte des Leutnants Grigoriew vorgetragen wurden. Deshalb hat das hohe Gericht zu Recht erkannt, den

Ein Zyklus von Franz Blei

dame de Sévigné fand nichts dabei. Die sittsamen Biographen von 1675 entrüsteten sich, daß sie achtundzwanzig Jahre verheiratet und nicht Witwe gewesen, als sie die Besuche Larocheoucaulds empfing. Was mehr als dies? Der Verfasser der bitteren „Maximen“ war, als er das kleine Haus in der Rue de Vaugirard als täglicher Gast besuchte, nur mehr der letzte Rest des Baues, den er einmal ge-

sehr alt sein, wenn man zu gescheut ist. Von Larocheoucauld ist anzunehmen, daß er eine interessante Freundschaft nicht durch eine Liebeskiskieren wollte, in der er nicht mehr als ein Held erschienen wäre. Er hatte Erfahrung genug, um zu wissen, daß alles Andere nur eine lächerliche Rolle war. Und Frau von Lafayette, die Mutter zweier Söhne, die sie der Ehe, nicht der Liebe dankte, war von ihrer sinnlich-kühlen Natur unterstützt weder für die Stürme der

und Angst vor ihm und vor sich habe. Der Gatte hat die schöne Rolle: er ist weise und sublim. Unter der racinischen Grazie des Buches leben noch die heldischen Tugenden Corneilles und der Fronde. Aber es kommt zu einer Unklugheit und Indiskretion des Herrn von Nemours, der Gatte glaubt sich betrogen und stirbt daran. Der Heroismus der Wahrheit geht über die menschliche Kraft. Die Prinzessin ist, wie Rousseaus Emile, eine „adorable furie“ — ob der Scham, das ist nicht

Altehand Neues und Altes

Ingenieur-Leutnant Dostojewski wegen Nichtdenunzierung seiner Geossen, wegen Verbreitung des gegen Religion und Staat gerichteten Briefes des Literaten Bjalinski und wegen Nichtdenunzierung der Gedichte des Leutnants Grigoriew zum Gemeinen zu degradieren und zum Tode zu verurteilen.

Dieses Glanzstück des vorrevolutionären Gerichtsstils wurde von Nikolaus bestätigt mit der Begründung, daß „ein Gedanke ebenso strafbar sei wie eine Verschwörung.“ Am Rand der Urkunde steht mit der Hand des Zaren geschrieben: „Das Böse muß bekämpft werden.“

ESSAD BEY

Der versiegelte Romanschluß

Das Lesen von Kriminalromanen fordert vom Leser außer der obligaten Gutgläubigkeit auch die Fähigkeit, die eigene Neugierde zu überwinden, d. h. nicht vorzeitig in das Schlußkapitel hineinzublicken und sich auf diese Weise die Freude am Weiterlesen zu verderben. Nun gibt es bekanntlich Philister, die schon nach den ersten zehn Seiten den Mörder erkannt zu haben glauben und, nachdem sie im Schlußkapitel nachgesehen haben, das Buch gelangweilt bei Seite legen. Den defektivistischen Fähigkeiten dieser Leser wird von jetzt ab im Ursprungslande des Kriminalromans, in England, Rechnung getragen, und zwar in einer Romanreihe, die der bekannte Verleger Georg Harper herausgibt. Die Kriminalromane dieser Serie erscheinen ohne die Lösung, ohne die Enttarnung des Verbrechens.

Der Schluß des Romans ist aber in einem versiegelten Umschlag dem Buche beigelegt, und dem Leser wird anheim gestellt, falls ihn die Lösung nicht interessiert oder er sie selbst gefunden zu haben glaubt, das Buch an den Verlag zurückzusenden, wofür ihm der volle Kaufpreis zurückerstattet wird. Der ehrbare Verleger Georg Harper hält es nämlich für unwürdig, Geld von einem Leser zu nehmen, der zu findig oder zu phlegmatisch ist, den Roman zu Ende zu lesen.

Dem Gedanken des englischen Verlegers sollte man eine größere Verbreitung und eine Ergänzung wünschen. Warum sollen nur die Kriminalromane eine versiegelte Lösung erhalten? Es wäre z. B. durchaus logisch, auch aus den rein

literarischen Werken die wichtigsten Punkte herauszuheben und sie in einem versiegelten Umschlag dem Buche beizulegen. Es wäre interessant zu erfahren, wieviel Remittenden z. B. „Krieg und Frieden“ aufweisen würde, wenn in dem Buche etwa die Schlacht bei Borodino versiegelt wäre.

E.-B.

Schriftsteller Trotzki

Ein deutsches kommunistisches Oppositionsblatt veröffentlicht einen Brief Leo Trotzki, den dieser kürzlich an Freunde in Rußland gerichtet hat. Ein Brief der politischen Resignation. Aber bedeutsam, weil Trotzki hier Näheres über seine literarische Tätigkeit der nächsten Zeit mitteilt. So wird in Kürze in Frankreich ein Buch mit dem Titel „Die verurteilte Revolution“ erscheinen, das in der Hauptsache Programmreden der letzten Jahre enthält. Im September wird in Deutschland und Frankreich zugleich Trotzki's Autobiographie erscheinen. Ferner, zunächst nur in Frankreich, ein großes Buch über die Tätigkeit der Komintern. Im Spätherbst in Deutschland und in Amerika ein drittes Buch, betitelt: „Lehnen und die Epigonen“, das besonders interessant zu werden verspricht. Schließlich bereitet Trotzki noch Schriften über das Revolutionsjahr 1917 und über die Rote Armee vor. Diese letzteren Bücher sollen gleichzeitig in deutscher, englischer und französischer Sprache herauskommen.

Es ist also verständlich, wenn Trotzki in diesem selben Brief erklärt, daß er „zur Zeit zu den politischen Tagesfragen nicht Stellung nehmen könne, weil er zu stark von seiner literarischen Tätigkeit in Anspruch genommen sei.“

Der ewige Kreislauf menschlichen Lebens scheint im Falle Trotzki sich zu vollenden: er war Literat und Schriftsteller, wurde, als politischer Gehilfe des größten revolutionären Praktikers der Geschichte, Diktator der Roten Armee und Mitlenker der größten Revolution, und sank wieder herab zum Schriftsteller.

Wirklich ein Herabsinken? Vielleicht werden die schriftstellerischen Arbeiten, die Leo Trotzki jetzt in der Verbannung ausführt, bedeutsamer und zukunfts-trächtiger sein als Alles, was er praktisch als Revolutionär ausführte.

Der Politiker Trotzki ist tot! Es lebe der Schriftsteller Trotzki! hp.

Wie Baudelaire Verleger sucht

Unanfechtbar ist Baudelaire der melan-
cholischste „Daddy der Pénalou Bally“ bei
Weltreisen, orientalischen Raffinements, denen
er sich voller Langeweile hingibt, bei teuren
Maitressen das etoile väterliche Vermögen
75 000 Franken, zwischen den Fingern zer-
rumpfen. Jeanne Duval, die „schwarze Venus“,
die vielumworbene Madame Sabatier „kosten,
kosten, kosten.“ Er ist längst kein Un-
bekannter mehr, Poullet-Malassis, der „uner-
müdliche Freund“, hat seinen „Théophile Gau-
tier“, „Les Paradis Artificiels“, „Les Fleurs
du Mal“ und seine Wagner-Studie veröffent-
licht – doch hat das Alles kein Geld gebracht.

Hetzte, dem Baudelaire das Editionsrecht
des „Spleen de Paris“ und der „Fleurs du
Mal“ für ganze 1200 Franken auf 5 Jahre
verkauft hat, tritt im letzten Augenblick von
seinem Vertrag zurück. Die Lage ist verzwei-
felt. Vielleicht können die „Curiosités esthéti-
ques“ helfen? Doch alle Schritte, die Baudelaire
in Paris bei Verlegern, bei Freunden
unternimmt, sind umsonst. Vor dem ewigen
„Wir sind leider nicht in der Lage...“ steht
er nach Brüssel, um weiter zu suchen. Das-
selbe Resultat. Er bittet den Literaten Julien
Lemer, von dessen Beziehungen zu wichtigen
Journaleuren er weiß, ihm zu helfen. Lemer ver-
spricht sein Möglichstes, läuft durch ganz
Paris, von Verleger zu Verleger. Denn, die
Brüder Garnier, Fata, Alle lehnen ab. Ancelle,
der Rechtsbeistand Baudelaire's, trägt die
fürchterliche Verfassung seines Klienten nicht
mehr, auch er will helfen, andere Freunde
springen ein, unter ihnen Troubat, Sekretär
Sainte-Beuve's, des „Fürsten der Kritik“. Man
empfiehlt ihm Alphonse Lemerre, stellt den
jungen Verleger der Passage Choiseul als be-
sonders intelligenten Menschen dar, der viel-
leicht eine Gesamtausgabe von Baudelaire's
Werken veranstalten würde.

Im Februar wirft ein Schlaganfall den un-
glücklichen Dichter aufs Krankenlager. Man
pflegt ihn in Brüssel; später in Paris ver-
schlimmert sich sein Leiden, die Sorge um
das Schickel seiner Arbeiten quält ihn. Bis
zum letzten Augenblick hofft er auf das
Wunder, das immer noch auf sich warten
läßt, das selbst dann nicht kommen will,
als er am 31. August 1867 ohne Erfüllung
seines größten Wunsches stirbt.

Jean R. KUCKENBURG

DIE ZENSURFRAGE IN DEN U. S. A.

Auf das Problem der literarischen Zensur
in U. S. A. ist die Aufmerksamkeit der Welt
jetzt durch ein paar fast unglaubliche Vor-
fälle gelenkt worden:

Man hat z. B. in Boston kürzlich Werke
von Rabelais und Voltaire als „obszön“ ha-

Der erste Liebesroman

nach Paris kommt, unter dem
gleichen Dach mit seiner Frau
schläft und dem Herzog von Laroche-
foucauld beim Frühstück die Hand
schüttelt. Und sogar die Gemeinheit
begeht, den Liebhaber zu überleben.
Vielleicht die noch größere Gemein-
heit, über das seltsame Paar, seine
langnäsige Frau und den gicht-
geplagten Amant, zu lachen, wenn
er Abschied nimmt, um wieder in
seine Wälder zurückzukehren. Die
Fiktion des Romanes nimmt es auf
sich, in das Ungeordnete und Un-
distinkte der Tatsachen eine Ordnung
zu stellen. Die Leidenschaft muß sich
von den Formen eines heroisch an-
gesehenen Lebens ihre Grenzen
setzen lassen, anders ist sie die Ver-
nichtung selber und der ständige
Verlust. Den Roman solcher Leiden-
schaft schrieb einige Jahrzehnte
später der Abbé Prévost in seiner Ge-
schichte von Manon und dem Che-
valier Des Grieux.

Der Roman der Frau von Lafa-
yette, die eine kluge Frau, aber keine
femme savante war, stellt sich gegen
die Lebensauffassung eben dieser

leicht, weil man mit mehr oder
weniger gutem Gewissen sich keiner
Schuld bewußt war. Da spricht
Bernier, den man den „hübschen
Philosophen“ nannte, mit Saint-Evre-
mond über die Abtötung der Sinne
und sagt: „Im Vertrauen, ich würde
es Madame de Sablière nicht sagen
und nicht einmal Fräulein von
Lenclos, aber die Enthaltensamkeit von
den Vergnügungen der Liebe halte
ich für eine große Sünde.“ Selbst
Ninon hat danach noch nicht den
höchsten epikuräischen Rang er-
reicht, von Madame de Sablière nicht
zu sprechen, trotz ihres Verhältnisses
mit dem kalten Wüstling La Fare,
wenn es auch nur so kurz dauerte
als La Fare wollte. Weil er ein
Spieler geworden war wie Viele.

Die von einem heroischen Tugend-
ideal begrenzte Leidenschaft der
„Prinzessin de Clèves“ ist Nachklang
aus der Zeit der Fronde, der ja der
beratende Freund angehört hatte in
seiner goldenen Jugend, da er, sieben-
zehnjährig an den Hof des drei-
zehnten Ludwig kommend, begeistert
ist von dem Plane Buckingham's, die
Königin zu entführen, nach Brüssel
zu bringen und um sie eine Partei
gegen Richelieu zu bilden. Er wartet

Sein Temperament treibt ihn zum
Handeln, seine vortreffliche Men-
schenkenntnis bringt ihn davon ab.
Er fähig Alles an und vollendet
nichts. Er ist den Menschen zu fern
um sie zu hassen, und interessiert
sich zu stark für sie, um sie zu ver-
achten. Er hat den Pessimismus der
Grandseigneurs, der sich weder um
den Nutzen noch um die Logik seiner
bitteren Betrachtungen kümmert. Die
Leidenschaften und Laster, welche
die Tugend nachbarlich umlagern
durchdringen sie im praktischen Le-
ben auch – das zeigt er in seine
Maximen, diesem pessimistischen
Rosenkranzbeten. In dieser geistigen
Atmosphäre ist die Princesse de
Clèves entstanden: aber die Fra-
läßt die Analyse der Tugend nicht
weiter gehen als es ihr als Fra-
genehm ist. Sie hat ein Ideal, das si-
mehr liebt als die morose Verständig-
keit ihres Freundes, der die Realisier-
barkeit dieses Ideals bezweifelt. Si-
schreibt, zum Beweise, den Roman

Madame de La Fayette schrieb nac-
dem Tode ihres Freundes keine Ro-
mane mehr. Sie wirft sich in die
Politik und die Geschichte, und es ge-
lingt ihr, so außerordentlich tüchtig
zu sein, daß sie sogar Louis XIV.

ander derart, daß sie nur mit einer Lupe unterschieden werden können. Die Schrift selbst läuft von oben nach unten manchmal aber auch von rechts nach links. Bemerkenswert ist auch die Gurmugli-Schrift, die Schrift der Sikh-Sekte, in der das bekannte göttliche Buch „Granth-Sahib“ geschrieben ist. Das Buch wird wie ein Gott verehrt, und die Typen seiner Schrift sind außer in der Reichsdruckerei sonst wohl nirgends mehr auf dem Kontinent vorhanden.

Damit ist aber die Zahl der Schriftarten, die die Reichsdruckerei besitzt, keineswegs erschöpft. Runen, Devangari, Kambodschanisch, Kanaresisch, Gudscharatisch, Oressisch, Tamulisch, Telinisch und Slamesisch gehören zu dem eisernen Bestand der Reichsdruckerei und außerdem wohl zu den schönsten, wenn auch nicht gerade verständlichsten Ornamental-Alphabeten der Welt.

Die Sammlung der ästhetischen Schriftarten der Reichsdruckerei, die in der Welt nicht ihresgleichen hat, könnte eine Berliner Sehenswürdigkeit sein. Jedenfalls ist es eine ungewöhnliche Leistung, sämtliche Alphabete der Menschheit herzustellen, alle Schriftarten des Ostens zu sammeln und damit ein wirklich einzigartiges Kulturdenkmal zu schaffen. Die Reichsdruckerei, die in diesem Jahre ihr dreißigjähriges Jubiläum begeht, kann sich mit Recht dieser einzigartigen Abteilung rühmen. E. B.

Fortsetzung folgt

Dieser magische Satz, der am Ende einer jeden Zeitungsromanfortsetzung steht und den Leser zum Kauf der nächsten Nummer bewegen soll, ist keineswegs Erfindung der Neuzeit, und hat wie viele andere Bestandteile der modernen Zeitung eine durchaus ehrenwerte Vergangenheit und Tradition.

Der erste Romancier, der seine Romane in Fortsetzungen erscheinen ließ oder vielmehr die Hörerschaft zwang, sie in

Fortsetzungen zu genießen, war selbstverständlich Homer, der erste Romancier Europas. Ilias und die Abenteuer des Odysseus sind die markantesten Beispiele des Serienromans, und wurden auch bekanntlich in unendlichen Fortsetzungen von Rhapsoden vorgetragen.

Der erste Roman Europas enthält alle Kennzeichen des modernen Zeitungsromans: Spannung, Leichtfaßlichkeit und die Möglichkeit, ins Unendliche gedehnt zu werden. Die ehrwürdige Tradition Homers erneuert sich bei allen großen epischen Erscheinungen der Vergangenheit, in den Märgen der 1001 Nacht, in den alten Ritterromanen, in den Nibelungen, in den Romanzyklen um den König Arturs usw.

Erst die Erfindung der Druckpresse ermöglichte die alle Fortsetzungen umfassende Buchausgabe. Die Druckpresse, die das „Fortsetzung folgt“ zu vernichten drohte, ermöglichte aber zugleich seine Wiedergeburt; an Stelle der Rhapsoden, Minnesänger und Märchenerzähler trat die Zeitung, und der erste Roman, der in der Zeitung in Fortsetzungen gedruckt wurde, war zugleich einer der berühmtesten Bücher der Weltliteratur, der Robinson Crusoe des Meisters Defoe. Aber Defoe fand keine Nachahmer, und seinen eigentlichen Aufschwung erlebte der Zeitungsroman erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich, wo sein erster großer Schöpfer der 1829 geborene Dichter Ponson du Terrail war. Ponson du Terrail, der den Roman „unter dem Strich“ erfunden hat, und selbst, im Gegensatz zu Dumas, ohne Sekretäre und Helfershelfer über 250 Romane geschrieben hat, ist der Vater des europäischen Kriminalromans und der Schöpfer der lateinischen Parallele zu Rinaldo Rinaldini, des Gentlemanräubers Rokambol. Seine 250 Romane schrieb er in etwa 25 Jahren. Als 19-jähriger begann er seinen ersten Roman, und kurz vor seinem Tode, als 44-jähriger, beendete er den letzten Band des inzwischen mehrmals ermordeten und wiederauferstandenen Rokambol.

Ponson du Terrail schrieb nie weniger als fünf Romane auf einmal und hat nie das einmal Geschriebene gelesen oder verändert. Zur Niederschrift eines Romans brauchte er außer Phantasie, Papier und Tinte Dutzende von Wachfiguren, die die zahlreichen Personen seines neuen Romans darstellen und mit besonderen Kennzeichen versehen waren, die deren augenblickliche Stellung in der Handlung dem Dichter in Erinnerung brachten. So waren z. B. die Verwundeten mit einer roten Schleife, die Verliebten mit einer blauen, die Toten mit einer gelben versehen. Trotzdem geschah es oft genug, daß neben den üblichen Gespenstern auch inzwischen längst ermordete Personen versehentlich wieder auferstanden und ihre Rolle im Roman weiterspielten.

Der Erfolg Ponson du Terrails war ungeheuer. Manche Zeitungen bauten ihre Existenz auf den Romanen des Dichters auf, und ein Pariser Blatt brachte seine Auflage während der Veröffentlichung eines Romans du Terrails von knapp 10.000 Exemplaren auf die damals unerhörte Höhe von 219.000. Der Held der Romane du Terrails, Rokambol, wurde die Lieblingsfigur der Pariser, und der Dichter selbst eine der bedeutendsten Figuren des pariser Monde. Er starb während des Krieges 1870/71 und ist erst jetzt, anlässlich seines 100. Geburtstages, aus der Vergessenheit ans Licht gezogen worden. Allerdings nicht nur einer posthumen literarischen Ehrung wegen, sondern auch zur heiteren Erbauung an seinen unterbliebenen Stilblüten. Von Ponson du Terrail soll z. B. der berühmte Satz stammen: „Seine Hände waren kalt und feucht wie die einer Schlange“ oder „Ahl — sagte er auf portugiesisch“, auch hatte er einmal Folgendes hingeschrieben: „Upa unberührt zu bleiben, mietete er einen Wagen von besonders auffälliger Art.“

ESSAD-BEY

*) Siehe Nr. 31 der „L. W.“: „Eine anstaltliche Jahrhundertfeier.“

Der frivole Stil

coeur aller der ausgehaltenen Mädchen, von deren Namen die Berichte der Zeit voll sind. Die sie aushielten, waren reichgewordene Steuerpächter und Armeelieferanten, die der Ehrgeiz und meist sonst nichts plagte, eine bekannte Maitresse zu haben; waren alte Generale der Armee, die wenigstens in der Liebe noch Schlachten schlagen wollten; waren Kleriker, die ihre Messen in den Schlafzimmern lesen mußten, da sie nur Titularkleriker wegen der Einkünfte waren; Tuchhändler mit Geld und langweiligen Gattinnen; Krautjunker vom Lande, die in Paris den verfluchten Kerl spielen wollten — eine Gesellschaft wie die heutige, und ihr entsprach, was ihr heute entspricht: das kleine Heer der ausgehaltenen Frauen und der von diesen wieder ausgehaltenen kleinen hübschen Jungen, der Zuhälter und Kuppler, Abenteuerer und Parasiten. Tausend Menschen bildeten in Paris das, was man die Welt des ancien régime nennt. Der Rest diente ihr gegen Lohn.

Was das ancien régime dichtete, ist kein Dokument unbedingten Wertes für das, was es lebte. Denn die Dichtung ist mit nichts „der Spiegel der Zeit“, nichts als das. Sie ist auch Steigerung, Übertreibung, besonders, wenn sie wie im Rokoko nichts als ein Gesellschaftsspiel des Witzes und der Laune ist. Das Heer der kleinen — auch der großen — Literaten, Abbés und Nichtstuer mußte sich, arm wie es war, seinen Platz am Tische der Reichen oder seinen Stuhl

licher gedacht hat in diesen Angelegenheiten des Sinnlichen und daß sie mit einer Vernunft gedacht hat, die, schnell erschöpft, zu immer steigenderen Raffinements treibt, um sich zu behaupten. Was dem Komplex Liebe durch die Vernünftigkeit an Blut entzogen wurde, das mußte, zur Wahrung des Bestandes überhaupt, ihm in irgendeiner andern Materie von wo anders her wieder zugeführt werden. Prompt eignet sich das Vokabular der Liebe daher alles Neue an und bildet es im Sinne seines erotischen Stiles um, das Wort *sentiment* zum Beispiel. Es dient zur Steigerung des Vergnügens. Denn *jour* ist die Devise des frivolen Stiles. Der Moment ist Alles, nichts die Dauer. Er verlangt die Kunst, ihn herbeizuführen, zu nützen. Der frivole Stil ist höchst artifiziel: er unterwirft sich jede Äußerung, vom Schönheitspfälsterchen bis zum Denken des Gelehrten, vom Madrigal bis zur Tragödie, vom Baum im Parke bis zum Gemälde. Genießen: die Devise variieren tausende Sätze. „Dem Menschen sind fünf Sinne gegeben dazu, daß sie ihm Lust und Schmerz vermitteln. — kein einziger, der ihn das Wahre vom Falschen unterscheiden ließe. Der Mensch ist weder dazu da, die Wahrheit zu erkennen, noch getäuscht zu werden. Das ist so gleichgültig. Er ist dazu da, sich zu freuen und zu leiden. Genießen wir und versuchen wir nicht zu leiden... Wozu Heroine sein, wenn man sich schlecht dabei befindet? Wenn uns die Tugendhaftigkeit nicht glücklich macht, wozu zum Teufel ist

Ich bedauerte um so mehr, daß Sie nicht da waren, als ich Ihnen Gefühle zuschreiben konnte, von deren Nichtvorhandensein in Ihnen mich nur Ihre Gegenwart überzeugen kann... Ich habe weder Temperament noch Illusionen.“ (Madame du Deffand an Walpole.) „Die Frauen dieser Zeit lieben nicht mehr mit dem Herzen, sondern mit dem Kopf.“ (Galiani.) „Die Galanterie, das ist nur die Lüge der Liebe, nicht die Liebe.“ (Mirabeau an Sophie Monnier.) „Es gibt nichts Wahres, nichts Ernstes, nichts Solides in der Welt, als einen schönen Pantoffel einer schönen Frau.“ (Galiani.) „In der Liebe ist nur das Physische was Gutes.“ (Buffon.) „Die Tugend der Frau ist ein chimärisches Vorurteil.“ (Duclos.) „Die Natur sagt zur Frau: sei schön, wenn du kannst; klug, wenn du willst; aber sei beachtet, das muß sein.“ (Beaumarchais.) „Den größten Königen zieht eure Grisetten vor.“ (Voltaire.) „Mein Freund, erlaube dir nur Narrheiten, die dir großes Vergnügen machen.“ (Madame de Lambert an ihren Sohn.)

Stellt man neben die sittengeschichtlichen Dokumente des frivolen Stiles das, was heute geschieht, so wird uns die „Ausschweifung“ jener Zeit sehr armselig vorkommen. Nur der Mut dieser Zeit zu sich selber weit größer. Vergleicht man aber die Entrüstung der Pamphletäre von 1770 mit der Entrüstung, die unsere durch die Öffentlichkeit verschreckte, hypokrit gewordene und polizeilich versittlichte Zeit aufbringt, dann ist unsere Zeit der des frivolen Stiles

ZU GANDHIS 60. GEBURTSTAG

Mahandas Karamchand Gandhi, der Mahatma, „der Heilige“ wie ihn das Volk nennt. Sein Name ist heute zum Symbol der modernen orientalischen Geisteshaltung geworden, der orientalischen Kultur, die es verstanden hat, alles Europäische ablehnend aus sich selbst eine neue unerwartete Renaissance der alten östlichen Weltanschauung zu schaffen. Gandhi ist heute mehr als ein bedeutender Politiker, ein gefürchteter Volksführer, er ist die lebendige Verkörperung einer entstehenden Welt, die der Kultur Europas einen erbitterten, aber ausschließlich mit geistigen Mitteln geführten Krieg erklärt hat. Dieser geistige Kampf, dieser berühmte „passive Widerstand“ Indiens, ist sicherlich eines der bedeutendsten Ereignisse unserer Zeit, dessen Tragweite überhaupt noch nicht überblickt werden kann. Zum erstenmal tritt hier in der Person Gandhis dem kämpferischen Europa der passive und in seiner hochmütigen Passivität unbezwingbare Orient entgegen, und der jahrhundertalte Kampf zwischen zwei Welten wird plötzlich aus dem Politischen ins Geistige umgeschaltet.

Daß schon jetzt in allen Konflikten zwischen Ost und West die Passivität Gandhis stets Siegerin blieb, spricht genug für die Bedeutung dieses eigenartigen von den Europäern nie so recht verstandenen Mannes.

Gandhi, der von Vielen irrtümlicherweise für einen Idealisten im Sinne Tolstois gehalten wird, ist bei all seiner Zurückgezogenheit, bei all seiner imponierenden Askese und Bescheidenheit, ein Realpolitiker und Kulturkämpfer, wie ihn Indien seit Jahrhunderten nicht gesehen hat. Er ist der Einzige, der es verstanden hat, allein durch das Vorbild seines per-

sönlichen Lebens, durch die Kraft seiner religiös-ethischen Einstellung zu den Dingen der Außenwelt die Gedanken der indischen Befreiungsbewegung, die bis dahin ein Privileg der weniger Gebildeten war, in die breitesten Massen des Volkes zu tragen. Seine Satyagraha-Bewegung (Satyagraha bedeutet das Festhalten an der Wahrheit) verschaffte ihm eine Macht, die kaum ihresgleichen in der Geschichte der Kulturvölker hat.

Bei Volksempörungen, Straßenkämpfen, Aufständen genügt es auch heute noch, daß Gandhi erklärt, er werde keine Nahrung zu sich nehmen, um die Bewegung im Nu zum Stillstand zu bringen.

Und doch ist die Ideologie Gandhis, wie er es selbst zugibt, trotz all ihrer Gebundenheit an die indischen Traditionen, keine rein indische. Die Bhagavatgita, Tolstoi, die Evangelien, Ruskin und Thoreau haben gleichen Anteil an Gandhis Entwicklung. Er ist auch kein Nationalist im üblichen Sinn des Wortes, sagt er doch: „Ein freies Indien nach der Art des freien Japan wäre mir verhaßt.“ Sein Kampf gilt in gleicher Weise den Europäern wie den Indern, soweit diese „die ewigen Gebote der Wahrheit“ nicht befolgen, und die Sendung Indiens erblickt er allein in der Verkündung dieser Wahrheit an die Völker der Welt.

In dieser heute nur noch bei Orientalen möglichen Verschiebung des politischen Kampfes in das Gebiet des rein Geistigen liegt die einzigartige Bedeutung dieses indischen Heiligen, des Idealisten, der es verstanden hat, unerwartete geistige und doch reale Wege zu seinem gewaltlosen Sieg zu finden.

ESSAD-BEY

Donny soit qui mal y pense

ZUM ZUSAMMENBRUCH DER DEUTSCH-RUSSISCHEN FILMALLIANZ

Die „Derussa“, die deutsch-russische Filmgesellschaft, die den Vertrieb fast aller dieser großartigen Sowjetfilme hatte, die wir bewundert haben, ist bankrott, und zwar auf eine sehr wenig saubere Weise bankrott. Es sollen große Betrugereien vorgekommen sein, das Weitere wird der Staatsanwalt zu erledigen haben.

Wir sind kein Handelsblatt; es ist also nicht an uns, detailliert einzugehen auf den höchst interessanten Streik, der sich aus diesem Anlaß zwischen einem Teil der Filmfachpresse und den kommunistischen Blättern entsponnen hat. Wir hören da, daß die Berliner Filmbranche angenommen hat, die „Derussa“ sei einfach ein Bestandteil der offiziellen russischen Handelsvertretung. Wir haben selbstverständlich dasselbe angenommen, jeder einigermaßen Filmkundige hat es wohl angenommen. Aber es ist gewiß nicht unsere Sache, den geprellten Gläubigern, die auf die Namen Eisenstein und Pudowkin hin kreditiert haben, zu ihrem Geld zu verhelfen. Es interessiert uns zwar, daß die russische Handelsvertretung, der doch dieses Unternehmen so gut wie ausschließlich gedient hat — der Filmreferent des hochoffiziellen Sowjethandelsinstitutes war zugleich einer der leitenden Männer der „Derussa“ — offenbar die verdächtigsten Kapitalistengesetze der bürgerlichen Handelsgesetzgebung, den legitimen Kreditbetrug durch Bildung von undurchsichtigen Handelsgesellschaften, so geschickt gehandhabt hat, daß sie jetzt plötzlich nicht als Unternehmerin, sondern sogar als Hauptgläubigerin dasteht, und für die kommunistische Propaganda ihrer Filme in Deutschland lustigerweise nun auch noch eine schwere Millionenrechnung präsentieren kann, doch mögen die marxistischen Hohepriester immerhin darauf antworten, daß gegen den Kapitalismus eben jede Waffe die rechte sei, und vor Allem jene, die man den Feind selbst nachahmt. Es ist uns ferner nicht uninteressant, daß die kommunistische Presse jetzt sogar die Interessenvertretung Sowjetrußlands dort vollkommen bedingungslos über-

kale Volkswirtschaftler, der prachtvollste und solideste Generaldirektor für eine solche deutsch-russische Filmallianz gewesen, und der beste Schutz gegen dunkle Schwinungen. Aber der kann ein alter Lewinsohn werden, bevor ihn das offizielle Sowjetrußland wirklich für voll nimmt! Natürlich hätte eine solche Filmgesellschaft vor Allem die Verpflichtung gehabt, wenn sie in Deutschland produzieren wollte, und das wollte sie, mit den Dichtern und Schriftstellern ihrer eigenen deutschen Partei zu arbeiten — aber sehen Sie sich, mal dieses Produktionsprogramm an, soweit es nicht die rein russische Filmproduktion mit fast ausschließlich russischen Mitarbeitern einfach in deutsche Ateliers verlegte, soweit es also deutsche Filme präsentieren wollte!

Wir möchten folgende Anfrage stellen, und bitten die kommunistische Presse, diese Anfrage auf das Präziseste zu beantworten:

Hat die Handelsvertretung der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken vor-

erst dafür gesorgt, daß alle Proletarier, geistige Arbeiter wie Handarbeiter, die reelle Arbeit für die „Derussa“ geleistet haben, vom Dramaturgen bis zum Liftjungen, ihren Arbeitslohn in voller Höhe ausgezahlt bekommen? Oder was wünscht sie, daß wir antworten, wenn etwa ein intellektueller Arbeiter mit der Klage zu uns käme, er habe in seiner Naivität einen Arbeitsvertrag geschlossen mit einer Gesellschaft, die nicht der Unternehmer war, während der Unternehmer nicht der Hersteller, der Hersteller nicht der Geldgeber, der Geldgeber nicht auffindbar, und das Ganze ein vollkommen undurchsichtiges Netz von fiktiven, so gut wie unverantwortlichen Handelsgesellschaften war — und man habe ihm auf seine Bitte, doch seine geleistete brauchbare Arbeit zu bezahlen, ironisch geantwortet:

„Wenden Sie sich an die Kommunisten von der russischen Handelsvertretung!“

— b. —

Der Dichter spricht und singt auf Grammophonplatten

Die Kategorie der von Dichtern gesprochenen und gesungenen Schallplatten, wie sie jetzt die „Deutsche Grammophon“ und „Orchestrale“, sehr glücklich experimentierend, herstellen, ist eine ganz neue, weil uralte, primäre, längst vergessene Kategorie der dichterischen Wirkung. Sie ist einerseits streng abzugrenzen von dem Schauspielervortrag einer Dichtung; andererseits aber auch von dem durchschnittlichen Brauch der Dichtervorlesungen, die meist bloß langweilig sind.

Der sprechende und singende Dichter war früher als der schreibende und gedruckte. Er hatte Kunstmöglichkeiten, die die Schrift und der Druck zwar weiter existieren ließ, aber sozusagen auf einer abschüssigen Entwicklungsbahn, bis zum bloßen Überkommensbrauch, fast ohne inneres Lebensrecht. Der sprechende und singende Dichter könnte heute erstarrt

kann das mancher Schauspieler „besser“, aber hier ist derselbe Atemzug und Herzschlag, von dem die Rhythmen der Songs innerlich abstammen, die Kooperation von Ohr und Kehlkopf, die die Laute bei der Konzeption so gehört und zugleich so vor sich hingsummt hat. Die nicht auflösende Gegebenheit der physiologischen und geistigen Einsinnigkeit wird hier zum lebendigen Eindruck. Es ist nicht wichtig, daß Brecht die Pointen wie jeder andere Dilettant des Vortrags gewissermaßen nur um seine Meinung darüber mitzuteilen, ohne Abgestimmtheit zwischen Willen und Mitteln, ja fast ohne greifbare Realisierung, hinsetzt; wichtig ist die reine Tatsache dieser Direktive selbst, die im Hörer weiterwirkt, weil die elementare Absicht stärker wirkend ist als die vollbrachte Wirkung, die in dem schauspielerisch vollendeten

Aus dem J

Seite 3: Oskar Maria Graf von Manfresische Mädchen von Ferdinand Oskar Maria Graf

Seite 5: Ein Roman von übermorgen von Willy Haas

Seite 7: Die Tagespresse als Erlebnis von Georg von der Vring

Sind die Schulbücher

Don Heinz

Es ist dringend nötig, hin und wieder einen Blick in die Geschichts- und Lesebücher unserer Schulen und Gymnasien zu tun, wenn man erfahren möchte, in welchem Geiste die heranwachsende Generation erzogen wird.

Wir wissen, wie es früher in dieser Hinsicht bestellt war. Was wir uns an Kenntnissen über historische Zusammenhänge, kulturelle Zeitströmungen und die Literatur Deutschlands und der Welt aneigneten, geschah außerhalb der Schule und, zum größeren Teil, nach der Schulzeit. Die Geschichtsbücher platzen vor nichtssagenden Jahreszahlen, die wir der Reihenfolge nach auswendig lernen mußten, um das Ziel der nächsthöheren Klasse zu erreichen. Die Weltgeschichte bestand nur aus Krieg, was zwischendurch geschah, war zu belanglos, um es die Schüler zu lehren, und außer Griechen und Römern gab es nur ein einziges Volk auf Erden, das würdig der Betrachtung war: die Deutschen. Die moderne Geschichte endete mit den Schlachtennamen und -daten des Krieges von 1870/71, und wenn ein Lehrer ganz modern war, so stellte er vor seiner Klasse fest, daß Bismarck das größte

und sie sogar noch für alle Niederträchtigkeiten und Verirrungen als Verteidigung anführte. Vor dreißig Jahren war es eine Tat, gegen den naturwissenschaftlichen Rationalismus, gegen die Oberintellektualisierung aller geistigen Probleme anzugehen. Heute, wo wir am Ende einer Epoche stehen, die die Feindschaft gegen den Intellekt auf ihre Fahnen geschrieben hatte, bedeutet es vielleicht schon eine Tat, den Rationalismus zu verteidigen oder gar die Naturwissenschaften. Die Altmodischen sind ja heute die Expressionisten, die unentwegten Lebensverteidiger, die Professoren, die langsam dahinter kommen, was jener Bergson vor dreißig, vierzig Jahren gewußt hat. Wie ein Averroës hatte Bergson in seinem System, dessen Systemhaftigkeit schon im Widerspruch zu den darin entwickelten Prinzipien stand, keine zwei-

Entwicklung, wenn man ihn auch zitierte. Denn wie in Deutschland bei Nietzsche und Dilthey entsprang bei Bergson die Lebensphilosophie nicht einer Hilflosigkeit, die sich aus dem Versagen der rationalen Wissenschaften ergab, sondern aus dem Gefühl eines noch nicht entdeckten Reichtums. Heute ist aus diesem Reichtum wie durch eine geistige Inflation eine Armut geworden. Man hat die Versprechungen, die in der Lebensphilosophie lagen, zu früh als bare Münze ausgegeben, für die keine Deckung vorhanden war. Und so feiern wir den Geburtstag des Siebzigjährigen mit jener Ehrfurcht, die aus jeder Versuchung, das Leben mit dem Denken zu versöhnen, abnötigt, und jener Wehmut, die wir dem Vater gegenüber empfinden, dem die Kinder bei seinen Lebzeiten das Erbgut verschwendet haben.

WOLF ZUCKER

Rundfunk und Literatur

Wie von jeder öffentlichen Institution gibt es vom Rundfunk Erfreuliches und Unerfreuliches zu berichten. Früher überwog das Unerfreuliche. Heute ist es wesentlich besser geworden und vor allem in Berlin ist ein begrüßenswerter Kurswechsel nicht zu verkennen. Um mit dem Unerfreulichen zu beginnen, muß man von der Kasseler Tagung zu sprechen. Diese Tagung, die von der preußischen Dichtersakademie gemeinsam mit der Reichs-Rundfunkgesellschaft veranstaltet wurde und das wichtige Thema: „Rundfunk und Dichtung“ zum Gegenstand hatte, soll Berichten von Teilnehmern zufolge im Allgemeinen ein sehr hohes Niveau gehabt haben; da Persönlichkeiten wie Ernst Hardt und Alfred Döblin bei der Tagung Hauptreferate gaben, ist daran nicht zu zweifeln. Leider kann sich die Öffentlichkeit aber kein genaues Bild vom Verlauf der Tagung machen, da auf Grund irgendeines geheimräthlichen Beschlusses, der von keinem der beiden Veranstalter ausgegangen sein soll, die Presse gleich zu Beginn aus dem Saal gewiesen wurde. Über die Lächerlichkeit und Sinlosigkeit dieser Maßnahme wäre gar nicht zu sprechen, wenn nicht das Referat Arnold Bromes auch ohne die Pressevertreter den Weg in die Öffentlichkeit gefunden hätte. Dieses Referat, das auszugeweiht in allen Zeitungen zitiert worden ist und eine höchst überflüssige und bestimmt bei jener Veranstaltung unangebrachte parteipolitische Programmrede dieses zu den Nationalsozialisten abgewanderten Dichters darstellt, hat auf der Tagung selbst ebenso wie in der kritikfähigen Öffentlichkeit Anstoß und Empörung erregt. Nach unserer Meinung ist die Tatsache, daß jene Rede überhaupt gehalten werden konnte, nur aus der besonderen Stellung Bronnens am Berliner Rundfunksender zu erklären. Bronnen, dessen Berufung als Dramaturg an den Berliner Sender vor zwei

Jahren als eine erfreuliche Auffrischung begrüßt wurde, ohne daß er die Erwartungen, die man daran knüpfte, erfüllt hat, scheint sich nicht mehr lange in dieser Stellung halten zu können. Die völlige Umgestaltung des Berliner Rundfunks, die schon jetzt die längst geforderte Belebung, Modernisierung und Aktualisierung des Programms gebracht hat, dürfte in absehbarer Zeit Bronnens Abgang notwendig machen. Uns will scheinen, daß jene Rede in Kassel nur gehalten wurde, um diesem Abgang das Gesicht des Martyriums eines wegen seiner politischen Überzeugung Verfolgten zu geben.

Der Kurswechsel in Berlin hat eine andere für die literarisch interessierten Kreise ganz besonders wichtige Folge gehabt. Der bisherige Leiter der literarischen Abteilung, Alfred Braun, hat sich entschlossen, die Leitung dieser Abteilung niederzulegen und sich auf die Schauspielabteilung und die aktuelle Abteilung zu beschränken. Braun, der zweifellos um den Rundfunk große Verdienste hat, gibt damit eine Stellung auf, die auszufüllen er sich wohl selbst nicht mehr ganz in der Lage fühlt; und um sein Interesse den näherliegenden Gebieten zuzuwenden.

Die Wahl des bisherigen literarischen Beirats der Berliner Funkstunde, Edel Köppen, zum neuen Leiter ist in höchstem Maße zu begrüßen. Köppen, der den Lesern der „Literarischen Welt“ als ständiger Mitarbeiter bekannt ist, bringt für die Position eine seltene Sachkenntnis und ein noch selteneres Interesse für alles Literarische mit. Am allerseltensten aber wird man jene große Bescheidenheit Köppens finden, mit der er sich stets zurückgehalten hat, jene, wir möchten sagen, wahre Redakteursgesinnung, die nur die Freude am Gelingen kennt und Anderen die Erfolge überläßt.

MAX PAULSEN

Der Fall Pilnjak

Erst vor wenigen Wochen wurden an dieser Stelle die Methoden der russischen Zensur, die offizielle Einstellung Rußlands zur Literatur, eingehend besprochen. — Die neuen literarischen Skandale in Moskau, die Fälle Pilnjak und Samjatin, machen dieses Problem von Neuem aktuell. Diesmal handelt es sich nicht um verschränkte Reaktionen, nicht um Tolstoi oder Kant, nicht um kommunistenfeindliche Literatur, sondern um Dichter, die bei Beginn der Revolution offen auf die Seite des neuen Regimes traten und seit zehn Jahren an der Spitze der sogenannten Populischki-Bewegung stehen. Pilnjak, den die kommunistische Kritik für den bedeutendsten Dichter Rußlands hält, war bis zuletzt der erste Vorsitzende des offiziellen allrussischen Schriftstellerverbandes, und Samjatin, der sehr begabte Stilist, ist zugleich der Konstrukteur des größten russischen Eisbrechers „Krasin“, ein gleich hervor-

ragender Meister auf dem Gebiete des Maschinenbaues wie auf dem der Kunst.

Beide werden des folgenden staatsgefährdenden Verbrechens beschuldigt: Zwei Romane der beiden Autoren wurden — ihrer nicht rein stalinistischen Tendenz wegen — von sämtlichen russischen Zeitschriften und Verlagen abgelehnt. Die Manuskripte der Romane gelangten auf vorläufig noch ungeklärten Wege ins Ausland, und wurden, wie man sagt ohne Einwilligung der Verfasser, von einer ausländischen russischen Zeitschrift und von einem ausländischen — nicht antibolschewistischen — russischen Verlag veröffentlicht. Obwohl die Romane in Rußland nicht verkauft wurden, begann in der gesamten Sowjetpresse sofort eine scharfe Hetzkampagne gegen die Autoren. Die „Frowda“, die „Iswestie“ und die literarischen Zeitschriften verlangten eine exemplarische Bestrafung der Dichter, die „bewiesen haben, daß sie dem Proletariat

02.07.44

Wäre Stresemann kein geistiger Mensch, wäre er nicht die Oase in der Beamtenschaft gewesen, so müßten wir dennoch an dieser Stelle seiner gedenken. Denn nur ihm verdanken wir, daß es überhaupt noch ein Deutschland gibt. Schnell genug ist vergessen worden, wie es in Deutschland im Herbst 1923 aussah —, damals, als das Reich vor der Selbstauflösung stand. Die Franzosen lagerten bis tief nach Westfalen hinein, Polen und Tschechen waren zum Einmarsch bereit, auf dem Brenner lauerten die Italiener, und — falls das Reich sich auflösen sollte — ihre Rivalität mit Frankreich auf deutschem Boden auszukämpfen, und Rußland wünschte seinen Krieg gegen die europäische Zivilisation in Gestalt eines deutschen Bürgerkriegs zu führen.

Als Stresemann damals in der Pressekonferenz erschien, wurden ihm von allen Seiten die schwärzesten Prophezeiungen gemacht. Er antwortete, dem Sinne nach, etwa: „Mit Vernunftgründen kann ich Ihre Befürchtungen nicht widerlegen, aber wenn ich nicht den Glauben hätte, daß Deutschland diese Lebensgefahr überstehen wird, so hätte ich mein Amt nicht übernehmen dürfen.“

Stresemann hatte die beiden Eigenschaften, die in Deutschland am seltensten sind und am allerseltensten bei einem deutschen Staatsmann. Er hatte „Zivildourage“ und „Phantasie des Realen“. Der letzte deutsche Staatsmann, der vor ihm diese Eigenschaften besaß, ist Bismarck gewesen, und wenn in den letzten Tagen mehr noch im Ausland als im Inland das Werk Stresemanns mit dem Werk Bismarcks verglichen worden ist, so ist die Vergleichung bewußt oder unbewußt durch die Übereinstimmung in diesen seltenen deutschen Eigenschaften der beiden Staatsmänner angeregt worden.

Die Aufgabe der Politik liegt in der möglichst richtigen Voraussicht dessen, was andere Menschen unter gegebenen Umständen tun werden.“ Mit dieser Formel hat Bismarck genau dasselbe unschrieben, was Goethe die „Phantasie des Realen“ genannt hat.

In ihrem Nachruf auf Stresemann schreibt die „Action Française“: „Deutschland hatte die bescheidenen Anfänge Bismarcks vergessen, als es sich darum handelte, den Abhang wieder zu erklimmen.“ Es ist das Unglück des deutschen Volkes und besonders des deutschen Bürgertums gewesen, daß ihm durch eine unwahrhaftige Darstellung auf Schulen und Universitäten diese bescheidenen Anfänge Bismarcks — zwölf Jahre nach der Katastrophe von Olmütz, in den Jahren 1862 bis 1866 — fast niemals richtig dargestellt worden sind. Hätte es eine aufrichtige Geschichtsschreibung gegeben über diese Jahre, in denen Bismarck vier Schritte vor und drei zurücktrat und eine äußerst vorsichtige, fast ängstliche Methode bei seinen Handlungen beobachtete, so hätte das deutsche Volk die gleiche Methode Stresemanns, die er in ähnlicher, aber noch schwierigerer Lage befolgte, besser verstanden.

Stresemann hatte, auch darin Bismarck gleich, das Temperament und die Nervenvon eines Künstlers, wie übrigens alle großen Staatsmänner zu allen Zeiten. Gerade diese Eigenschaften haben ihm den Haß des deutschen Bürgertums eingebracht, das eine solche komplizierte Menschennatur nicht verstehen kann und nicht verstehen will. Seine Vorliebe für den Umgang mit Gelehrten, Publizisten, Künstlern, Schauspielern machte ihn sowieso dem Gros der deutschen Mittel-

Die neue ODEON-PLATTE!
LOTTE LEHMANN
TOSCA UND BOHÈME
Bestell-Nummer O 8736

Kunstausdruck, musikalisch, literarisch gebildete Persönlichkeit, z. Zt. Geschäftsführer einer Klavierfabrik, nicht verantwortliche Tätigkeit, evtl. im Verlag oder Zeitungsdruck. Anzahl mit A. 3 a. d. Lit. Verh.

ZEITCHRONIK DER LITERARISCHEN WELT

Aus Frankreich

DER KAMPF UM DEN
KRITIKERTHRON

Alles, was jemals irgendwo publiziert hat, und alle Berühmtheiten haben sich monatelang um die Nachfolge Paul Soudays als Buchkritiker des „Temps“ beworben. Einer der Anwärter hatte es so eilig gehabt, schon vor Soudays' Tode, als die ersten Gerüchte von der Gefährlichkeit der Krankheit laut wurden, am Direktionszimmer anzuklopfen. Natürlich hatte er sich damit alle Chancen genommen.

Heute ist der glückliche Thronfolger nominiert. André Thérive, als begabter Romaner, geläufiger Chronist und fälschlicher Sprachreiner, seit einigen Wochen auch als Gründer der jüngsten literarischen Schule, des „Populismus“, bekannt, wird künftig in der angesehensten Zeitung das kritische Zepher schwingen. Die anderen Anwärter, die der unermüdliche Paul Souday ausfüllte, sind aufgestellt worden. André Billy wird künftig die Rezension in den „Annales“ besorgen und André Maurois wird in der „New-York-Times“ als regelmäßiger Literaturkritiker debütieren.

SCHWEJK IN FRANKREICH

„Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“ werden demnächst in französischer Übersetzung herauskommen. Große Erfolgchancen wie in Deutschland liegen hier für das seltsame Werk kaum vor, wenn man auch reichlich kumulatorisch Hasek einen böhmischen Rabalais genannt hat. Die Übersetzung stammt von dem Dichter Horejs.

Von modernen Autoren tschechischer Sprache sind bisher nur Karl Capek und Capek Chod in Frankreich bekannt.

ANTHOLOGIE ZEITGENÖSSISCHER
ESSAYISTEN

Vor kurzem erschien in den „Editions Simon Kra“ eine ausgezeichnete „Anthologie Des Essayistes Français Contemporains“, die Beiträge von Alain, Arland, Benda, Drieu de la Rochelle, Gide, Jauloux, Larbaud, kurzum fast aller bekannten, französischen Prosaisisten von intellektuellem Rang enthält. Die Sammlung ist sehr gut zusammengestellt und gibt einen Überblick über den augenblicklichen Stand einer Literaturgattung, die nirgends so wie in Frankreich zu Hause ist. (Trotzdem könnte eine ähnliche Publikation in Deutschland sehr interessant sein; die Hardeu, um nur Einen zu nennen, sind gewiß nicht völlig angeschlossen.)

Eine der seltsamsten Stellen dieses Bandes ist die Seite, wo der ebenso exklusive wie talentierte André Suarès seine sprichwörtliche Verachtung für das Publikum zum Ausdruck bringt. Der Herausgeber hat jedem der Aufsätze eine kurze biographische Notiz über den jeweiligen Autor beigelegt. Vor Suarès' Artikel findet man folgenden Brief von des Autors Hand:

„In der Notiz, die dem Schriftsteller gewidmet ist, können Sie alle Details geben, die Sie wollen. Aber ich will nicht ein Wort über meine Person, mein Alter, meine Geburt, mein Leben: das geht das Publikum nichts an. Die Bücher gehören ihm zum Teil, da man sie veröffentlicht, aber der Mensch nicht.“

Was für eine sympathische Haltung in einer Zeit, wo Autoren großen Namens nachts in Pariser Buchhandlungen gegen Geld vor einer eleganten Zuschauerschaft freundliche Widmungen in ihre Bücher schreiben.

Jean R. KUCKENBURG

In „Gringoire“ berichtet der Romaner und Akademiker Marcel Prévost über seine Ferienlektüre. Er unternahm Kostproben bei großen Erzählern des neunzehnten Jahrhunderts und stellte fest, daß manche derselben vor unseren heutigen Geschmack nicht mehr standhalten. Er fand Prosper Mérimée kalt, gekünstelt und trotz der Reinheit der Form konventionell und ein bißchen langweilig. Anatole France erschien ihm pedantisch, des warmen Lebens bar und mit unfruchtbarer Gelehrsamkeit überladen. Beim Lesen dieser Reflexionen wird man etwas unwillig, da man dem besseren Unterhaltungsschriftsteller Marcel Prévost nicht die Strenge im Urteil zugestehen will, die man z. B. bei einem Valéry und Gide gar nicht überheblich finden würde.

Der „Craponillot“ macht dem bekannten Disraeli-Biographen André Maurois den Vorwurf, daß er für die Reklamen einer amerikanischen Zigarettenmarke sein Bildnis und seine Unterschrift hergegeben habe. Das sei eine Geflogenheit, die bisher nur bei Bühnen- und Filmstars als zum Ruf und Beruf gehörig betrachtet wurde. Und der Gestus sei um so bedauerlicher, als André Maurois sich in guten Vermögensverhältnissen befinde und daher um so eher auf eine kaufmännische Trivialisierung seines Schriftstellerrufs verzichten könne. Die Engländer Wells, Kipling und Shaw hätten derselben Zigarettenfabrik gegenüber eine ganz andere, würdigere Haltung eingenommen: sie hätten ihre Unterschrift abgelehnt mit der Begründung, daß der Schriftsteller nicht nur einen Beruf, sondern auch eine Berufung habe.

F. C.

Der Fall Piljak

gänzlich fernstehen. Die gesamte Poputschiki-Richtung wurde bei dieser Gelegenheit ebenfalls für „gegenrevolutionär“ erklärt und die „Rote Zeitung“ z. B. behauptete, daß nur nach der endgültigen Eriedigung der kleinstädtischen Poputschiki eine wirkliche Arbeiterliteratur entstehen könne. Piljak und Samjatin war übrigens keine Gelegenheit gegeben worden, irgendwie zu diesen Anschuldigungen Stellung zu nehmen, und es ist bis jetzt unbekannt, ob sie überhaupt von der Veröffentlichung ihrer Arbeiten unterrichtet waren.

Noch bevor das Ständegericht die beiden Dichter gehörig gebrandmarkt hatte, hielt es eine literarische Zeitschrift für angebracht, an sämtliche bedeutenden Vertreter der Poputschiki-Richtung die Rudfrage zu richten, wie sie sich zu dem Verhalten von Piljak und Samjatin stellen? Zu Ehren der russischen Literaten muß hervorgehoben werden, daß sämtliche Befragten eine ausweichende Antwort zu geben verstanden.

Die Folge der wochenlangen Pressekampagne und der Agitation der „Arbeiterdichter“ ist vorläufig der Ausschluss der beiden Dichter aus dem allrussischen Schriftstellerverband. Sämtliche übrigen sehr bescheidenen Vorrechte, die die Mitglieder des Verbandes genießen und die ihnen im Wesentlichen das Schaffen erst ermöglichen, sind jetzt durch diesen Beschluss den Dichtern abgesprochen worden. Diese Vorrechte sind das Recht auf ein eigenes Zimmer, auf einen Schreibtisch und auf eine Brotration, die der eines Arbeiters gleich ist. Weitere Strafen gegen die beiden werden von zuständigen Stellen erwogen.

Soweit die Tatsachen, die wohl keines Kommentars bedürfen. Mit der Bekämpfung der Literatur durch Wegnahme der Brotkarte und des Schreibstisches dürften wohl alle Zensurmöglichkeiten erschöpft sein.

ESSAD BEY

Soeben erscheint
das Hauptwerk von

André Gide

Stirb und werde

Autobiographische Aufzeichnungen

Übertragen von
Ferdinand Hardekopf
in Leinen M. 10.-

Wie André Gide durch seine geistige Freiheit gegenüber Stoff, Gehalt und Form von Werk zu Werk wachsende Bewunderung erregt hat, immer mehr als eine Erscheinung ungleichen unter den Schriftstellern seiner Generation gewürdigt, so von neuem bei Bekanntwerden dieses seines Lebensbuches.

Ausführliche Prospekt über die deutsche Gesamtausgabe der Werke von André Gide kostenlos durch jede Buchhandlung

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart Berlin Leipzig



mit dem
Vergnügungsdampfer

„OCEANA“

Vom 22. Januar bis 13. Feb.
von Hamburg über Southampton
nach Libanon, Oadit, Ceuta,
Malaga, Agios, Tunes, Palermo,
Neapel und Genua
Fahrpr. von RM 575.- aufwärts

(Orientfahrt)
Vom 19. Feb. bis 15. März
von Genua über Neapel, Messina,
Catania, Piräus, Rhodos, Haifa,
Port Said, Kairo, Sues, Aden,
Bombay nach Madras

HAPAG

MITTELMEER FAHRTEN

1930



Die Lit. Welt 5/1929 Nr. 42 S. 1-2 B

ALLERHAND NEUES UND ALTES, WAS SIE NOCH NICHT WISSEN

Die letzte Errungenschaft der schönen Literatur

Was tut der Dichter, wenn ihm nichts, absolut nichts einfallen will? Das alte gutbewährte Mittel, fremde Einfälle für eigene auszugeben, ist unmodern geworden, die Gründung neuer literarischer Schulen erweckt selbst bei dem berufseifrigsten Kritiker nicht das geringste Interesse mehr, und die merkwürdigsten satztechnischen Kombinationen, die zu Zeiten des Dadaismus so Manchem den Weg zum Ruhme erleichterten, sind heute sämtlich von Reklameunternehmungen monopolisiert worden.

Und doch braucht der Dichter nicht zu verzweifeln, es gibt noch ein Mittel, das Interesse der Öffentlichkeit an der schönen Literatur zu erwecken; ein altes halbvergessenes Mittel, das aber nun von unternehmungslustigen Literaten erneuert worden ist.

Vor einigen Wochen erschien in London ein Buch eines bis dahin unbekannten jungen Mannes unter dem vielversprechenden Titel „Legenden um Eva“. Das Buch war anständig gedruckt, gut gebunden und sah ausgesprochen solide aus, wie eben gute englische Bücher auszusehen pflegen. Auf dem Umschlag des Buches befand sich eine Verlagsanzeige, die sich aber wesentlich von den sonst üblichen Ankündigungen unterschied. Weder der Autor noch der Inhalt des Buches wurden in der Anzeige verherichtet, der Verfasser wurde weder mit Shakespeare noch mit Byron verglichen und keine Zeile sprach davon, daß das Buch „das beste der Weltliteratur“ sei. Statt alledem wurde dem Käufer schlicht und bescheiden mitgeteilt, daß „sämtliche Wörter des vorliegenden Buches mit dem Buchstaben E beginnen und ein e in der Mitte haben“, was nach der Ansicht des Verlegers einen vollen Ersatz für sämtliche literarische Qualitäten bieten muß.

Der Verleger hat sich nicht geirrt. In wenigen Wochen war die „Legende um Eva“ ausverkauft, worauf der Autor ein neues Werk begann, in dem jedes Wort mit A beginnt. Sein Erfolg erweckte naturgemäß den erbitterten Neid der Konkurrenten, und schon kündigt ein amerikanischer Autor ein Buch an, das die bescheidenen „E“ des Engländers weit hinter sich lassen wird. Das ganze Buch soll nämlich ohne ein einziges E und A geschrieben werden, was ohne Zweifel eine interessante akrobatische Leistung darstellen wird. Der Verfasser verspricht sich davon mindestens Weltruhm.

Wohin diese Mode führen wird, ob zuletzt die verwilderten Literaten Bücher überhaupt ohne Vokale schreiben, oder ob auch die Konsonanten in Mitleidenschaft gezogen werden, läßt sich zur Zeit nicht prophezeien. Doch müssen die jungen Dichter ernstlich vor Plagiaten gewarnt werden, denn etwas ganz Neues sind solche Bücher ohne einen bestimmten Buchstaben nicht. Der Liebhaber von Kulturraritäten kann in älteren Literaturgeschichten Autoren finden, die — wohl unter ähnlichen komplexen Leidend — ähnliche equilibristische Werke zustande gebracht haben.

So erschien z. B. in Deutschland im Jahre 1676 ein Buch unter folgendem Titel: „Das lieblich- und heilsam Lab-sälblein des Bethlehemitischen Stall-Kindleins Jesu ... mit gänzlichem Auslassen und Wegthung eines sonst üblichen und wohlbekandten Buchstabens (R). Aufgesetzt und behändigt von Joachim Mullner“. Derselbe Verfasser hat später auch eine schöne Predigt ohne „O“ verfaßt. Angenehmlich hat die Wegthung des sonst wohlbekandten R Erfolg gehabt, denn bald darauf erschien eine Gedichtsammlung von Gottlob Wilhelm Burmann gleichfalls ohne „R“, die neun Auflagen erlebte, die letzte im Jahre 1796. Der Buchstabe „R“ scheint besonders unbeliebt zu sein, denn kaum 25 Jahre nach der letzten Auflage der r-losen Gedichtsammlung erschien der Roman „Zwillinge“, ein Versuch, aus 60 aufgegebenen Worten einen Roman ohne „R“ zu schreiben von Dr. Franz Ritter, dritte Auflage, Wien 1820. Nachdem der Buchstabe „R“ auf diese Weise abgetan war, kamen andere Laute an die Reihe. Aus dem Jahre 1868 stammen beispielsweise die „unterhaltenden Geduldproben in kleinen Romanen, Novellen und Erzählungen, in denen jedesmal ein bestimmter Buchstabe fortgelassen ist nach der Reihenfolge des ganzen Alphabets“ von F. A. C. Kaiser-Langensalza.

Das sind nur ein paar Titel aus dieser weitverbreiteten Kunstgattung, deren Vertreter in allen Sprachen zu finden sind. Den deutschen Literaten, die jetzt neidisch den Engländer und den Amerikaner zu über treffen versuchen werden, sei empfohlen, zuerst diese ruhmreichen Werke der Vergangenheit zu durchblättern; bei einer Gedichtsammlung, die neun Auflagen erlebt hat, dürfte es sich lohnen.

Diese Gedichte und Romane wurden seinerzeit auch kritisch gewürdigt. Ganz begeistert waren die alten Kritiker nicht (ob es die Modernen sein werden, weiß

ich noch nicht); bekannt ist z. B. die Kritik des persischen Dichters Dschami, dem ein vielversprechendes Opfer der Muse ein Sonett ohne „A“ widmete. Diese Kritik lautete: „wie wohl jeder Leser erraten kann ... O Sohn einer unglücklichen Mutter, häffest Du auch die übrigen Buchstaben weggelassen?“

ESSAD-BEY

Der Erfinder der illustrierten Zeitung

Die Herausgabe von Bilderjournalen, wie sie heute üblich und verbreitet sind, wird allgemein für eine Errungenschaft der neueren Zeit gehalten. Eine Epddeckung, die der Gelehrte Otto Friedrichs in der sogenannten Metra-Correspondenz machte, hat gezeigt, daß bereits 1784, also vor mehr als 150 Jahren, ein solches Projekt bestand. Der folgende Brief, den Friedrichs aufgefunden hat, gibt genaue Details über den interessanten Plan:

„Ich habe Ihnen vor einiger Zeit von der Erfindung H. Hoffmans, Bürgermeister von Benfeld, gesprochen ... Hören Sie, was er ausgedacht hat. Sie wissen, daß Hoffman mit Hilfe eines präparierten Kupfers und einer Tinte eigener Komposition abends 200 Exemplare eines Bildes geben kann, das man des Morgens auf dem Kupfer gemacht hat. Er will nun dem Publikum eine Zeitung anbieten, die nur er allein herstellen kann. Er wird jeden Tag einen neuen Stich geben. Ein Ereignis des Vortages, die Fassade eines Hauses, das Projekt eines geschickten Künstlers, die Skizze eines Gemäldes, das Porträt eines berühmten Mannes, das Kleid einer Schauspielerin, die Moden, neue Juwelen; die interessanteste Szene einer Tragödie, Instrumente der Physik und Agrikultur, die Zeichnung eines Möbels ... alle Schöpfungen der Kunst werden seine Sujets bis ins Unendliche variieren. Er nimmt sich vor, in den wichtigsten Städten Europas Zeichner und geschickte Korrespondenten zu etablieren und sein Journal mit ihren Arbeiten zu schmücken.“

Welche Vorteile wird der Künstler aus den Ratschlägen eines beschlagenen Publikums ziehen, das seine Entwürfe beurteilen wird? Appelles, Thimantes und Parrhasius werden ihre Bilder ausstellen und werden nicht davor erröten, das Volk zu konsultieren.

Ein ferner Landmann wünscht heiß, die Zeichnung eines Pfluges, den man gerade erfunden hat, zu sehen. Er kann sie nicht bekommen, er wird sie in den Stichen Hoffmans finden. Der Architekt

hat ir
Ideen
man
zu
den u
und
beiter
dahin
sen ih
Bijout
Man
und p
entha
kündi
intere
Ben.

Victo
ZUM

Vor
Hugo
„Hern
großer
Objekt
glaubv
Pathos
Rinald
ben d
derts
vergiß
Hugos
das A
denker
Wall
Bresch
auf di
sische
päisch
ihnen
steht.

Im
für d
„Orien
zum
tiker
daß d
erfolg
zwingt
29. Ju
Richel
Delorn
einige
seine
de Vlg
croix,
Maler,
sophen
10. Ju
Hugo.
zitatör

Besuch bei Briand

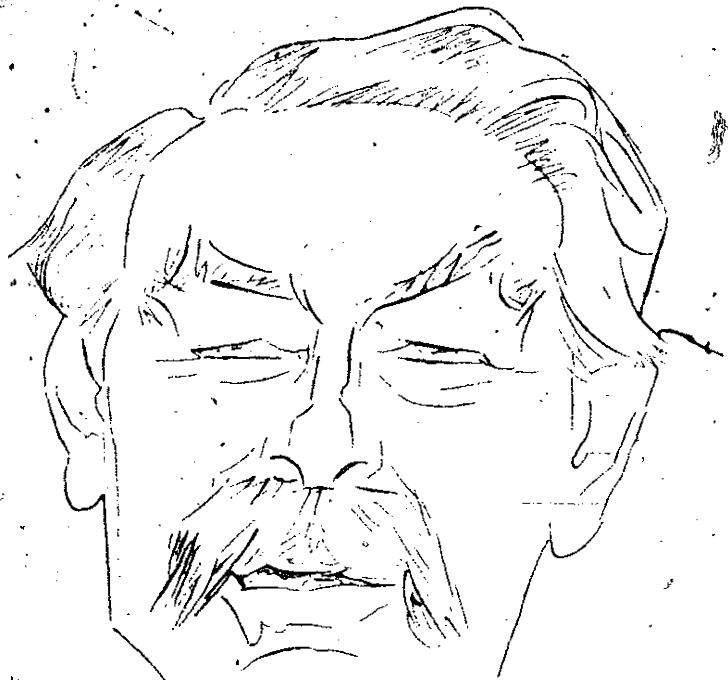
Don Maete Roß

Um sechs Minuten vor drei Uhr nahm ich den Lift, um der klugen und gütigen Madame de X., die mich zu Briand führen wollte, zuvorzukommen. Unterwegs jedoch gab es einen Aufenthalt, und sie saß schon in der Halle. Ich lief auf sie zu, ihr Wagen wartete vor dem Portal, und wir bestiegen ihn sogleich.

„Sie brauchen sich nicht zu sorgen“, sagte sie, während wir fuhren, „man tut sich sehr leicht mit ihm. Er wird sprechen und Sie brauchen nur zuzuhören.“

Schon waren wir am Quai d'Orsay und stiegen wieder aus.

Viel Licht über den weiten Treppen, sehr viele Stufen. Wir gelangen in einen Saal mit hohen Fenstern. Große Helle herrscht auch hier. Er ist leer. Nur die Wände entlang laufen kleine Sofas. Sie sind, glaube ich, rot, aber schon hat sich mein Sehen verengt, in Wirklichkeit gewahre ich nur die Tür, die offenbar zum Empfangs-



zugew
Was
genüß
bares
ertrag
wurde
unverl
komm
vor ni
und
mocht
sein, v
zu gel
Aber
alle
saß ic
zu suc
ich fa
Augen
nein z
Gesich
aus ih
war in
wie es
Feuer,
mich
wie di
gehißt.
„Sie

ALLERHAND NEUES UND ALTES, WAS SIE NOCH NICHT WISSEN

Ein unbekanntes Kapitel aus dem Leben eines Genies

Folgendes geschah vor etwa achtzig Jahren im Kaukasusgebirge, in dem Gebiete der heutigen Republik Daghestan: Die Russen führten damals einen erbitterten Kampf mit den Bergvölkern, die unter Führung des Imam Schamil dem Zaren den heiligen Krieg erklärt hatten. Am Rande der Berge, zwischen Kaukasus und dem Kaspischen See, errichteten die Russen die Festung Grosny, von wo aus von Zeit zu Zeit Strafexpeditionen in die Berge unternommen wurden. Das Leben in der Festung war eiförmig und monoton, die jungen Offiziere langweilten sich und die Romantiker, unter ihnen wagten von Zeit zu Zeit kleine Ausflüge in die Berge, obwohl solche strengstens verboten waren. Die Mjuriden, die kaukasischen Krieger, saßen hinter jedem Stein, lauerten auf die Vorbeireitenden, verschleppten die Offiziere und töteten sie auf grausamste Weise in ihren Bergdörfern. Der Kolonialkrieg war im vollen Gange.

Eines Tages ritt aus der Festung ein junger Offizier. Er war erst vor kurzem nach Grosny versetzt worden und wollte die romantischen Berge auf einem kurzen Ausritt kennenlernen. Da das eigenmächtige Verlassen der Festung verboten war, mußte der Offizier den Ausflug auf eigene Verantwortung unternehmen, d. h. ohne Wache und ohne Schutz in das feindliche Land reiten. Ein Abenteuer, das vor und nach ihm Vielen gelang, also nicht unbedingt Selbstmordversuch bedeutete. Der Offizier hatte aber Pech. Gleich hinter Grosny, hinter dem ersten Hügel, ertönte ein Schuß, die Kugel sauste am Kopfe des Offiziers vorbei. Im selben Augenblick wurde ihm eine Schlinge über den Kopf geworfen. Der Offizier stürzte vom Pferde, die Mjuriden fesselten ihn und das Abenteuer begann.

Die Behandlung der russischen Offiziere in den Bergen war nicht die beste. Gewöhnlich, wenn sie nicht aus reichen Familien stammten und hohes Lösegeld zahlen konnten, wurden ihnen zuerst die Augen ausgestochen, dann Ohren und Nase abgeschnitten und zum Schluß wurden sie um einen Kopf kürzer gemacht, was mit den heiligsten Traditionen aller Kolonialkriege vollkommen übereinstimmt. Der junge Offizier stammte aus einer armen Adelsfamilie, war Christ und konnte folglich auf keine besondere Gnade rechnen.

Wie üblich wurde der Gefangene zum Beherrscher der Gegend, zum Naib Sado, gebracht, der mit Koran und Schwert die Gegend um Grosny herum regierte. Naib Sado war ein Fürst, der Nachkomme des großen Freiheitskämpfers

Mansur; er war fromm, kriegerisch, gelehrt und in den Bergen als ein Mann von ganz besonderer Weisheit bekannt. In seinem Leben hat er noch nie einen Russen verschont, was ihm auch die Gunst des großen Schamil einbrachte. Die Mjuriden, die den Offizier gefangen genommen hatten, knieten vor dem Naib und verlangten ihren Lohn: zwanzig Goldstücke oder den rechten Arm des Ungläubigen. Auch dieses war eine geheiligte Tradition, denn der rechte Arm wurde zum Stolz der ganzen Familie an die Türschwelle angenagelt.

Noch nie hatte der Naib solche frommen Bitten abgelehnt. Auch dieses Mal war nichts Anderes zu erwarten: Er erhob sich, betrachtete etwas verwundert den Gefangenen, wandte sich mit dem Gesicht nach Mekka, verrichtete ein Gebet und sprach würdevoll, wie es einem gelehrten Gouverneur des heiligen Imams ziemt: „Die Rechtgläubigen, die im heiligen Krieg Gefangene machen, werden von Allah belohnt. Heute verkündige ich aber: diese rechte Hand soll nicht abgehauen werden, diese Augen sollen nicht ausgestochen werden. Sehr fromm und gottgefällig ist der Mann, der vor mir steht. Ich, Naib Sado, Enkel des Sultans Mansur, fühle es und erkläre meine Worte als mit dem Koran übereinstimmend. Führt den Ungläubigen vor die Tore Grosnys zurück, löst seine Fesseln und Allah wird Euch belohnen.“

Nach dem Gesetz der Berge mußte der Naib nun selbst bestraft werden. Die Autorität des Enkels Mansurs siegte aber diesmal. Vor den Toren Grosnys wurde der Gefangene freigelassen, kehrte zu seinem Regimente zurück und ließ sich unverzüglich in friedlichere Gegenden versetzen. Nie hat er Jemandem von diesem Abenteuer erzählt. Das war die einzige Bitte des Naib, der auf sein Renommée hielt. Sein Ausbleiben erklärte er durch schlechte Wege, auf denen er sich verirrt habe. Doch bis zum Greisenalter korrespondierte er mit dem frommen Rebellen, dem Naib Sado.

Der Name des jungen Offiziers war Leutnant Graf Leo Tolstoj und Nard heißt der Enkel des Naib, der jetzt in Konstantinopel diese Geschichte veröffentlichte. Sie ist aber dem Spürsinn der Biographen des Dichters bis heute entgangen. In der Familie Sados wird auch ein Bündel Tolstoj-Briefe aufbewahrt, deren Auffindung und Veröffentlichung Sache der russischen Gelehrten sein wird. In seinen „Kaukasischen Novellen“ beschreibt Tolstoj die Gefangenschaft der russischen Offiziere in den Bergen und die Gastfreundschaft der Bergvölker. Niemand wußte bis heute, daß der russische Dichter aus eigener Erfahrung Beides kennengelernt hat.

So unglaublich diese Geschichte auch klingen mag, unmöglich ist sie nicht.

Jeder, der den alten Kaukasus kennt, wird dies zugestehen müssen. Der Name des Naib Sado ist übrigens auch heute noch einer der berühmtesten des Kaukasus. Nachforschungen an Ort und Stelle müssen nun beweisen, ob der tapfere Krieger auch in der Geschichte der Literatur unvergessen bleiben muß. Obwohl ich persönlich an den Worten seines Enkels, eines argen Russenhassers, nicht zweifle.

ESSAD-BEV

Die Alphabete der Reichsdruckerei

In jeder größeren Bibliothek Europas gibt es einige verstaubte Regale, auf denen gewisse dicke Folianten aufgestellt sind. Diese werden nur wenig gelesen, die Bibliotheksbeamten brauchen sie nicht zu kontrollieren, denn die Zahl der Benutzer ist minimal. Das Siegel, das die meisten dieser Bücher schmückt, ist das bekannte Siegel mit dem Adler und der Aufschrift: „Reichsdruck“. Unter dem Siegel steht geschrieben: „Hergestellt in der Reichsdruckerei“. Über dem Regal mit den verstaubten Folianten hängt ein Schild mit dem erklärenden Worte: „Orientalia“.

하	파	타	카	차	자	아	사
ha	pha	tha	kha	cha	tja	a	sa
하	파	라	카	차	자	야	샤
hya	phya	hya	khya	chya	tjya	ya	sha
허	퍼	터	커	쳐	저	어	서
he	pe	te	ke	che	je	e	se
허	퍼	터	커	쳐	저	여	셔
hye	phye	hye	khye	chye	tjye	ye	shye
호	포	토	코	초	조	오	소
ho	pho	tho	kho	cho	tjo	o	so

Schriftprobe: Koreanisch

Es ist die Abteilung für orientalische Sprachen, für Bücher, die in mehr als hundert schwerverständlichen Alphabeten von der Reichsdruckerei hergestellt werden, und die nur von jahrelang geschulten Orientalisten richtig aufgestellt werden können. Die Gespräche, die diese Beamten mit den spärlichen Besuchern führen, sind für den Laien meist unverständlich: „Bitte ein Wörterbuch für Dschaghataisch“, sagt der Besucher, und der Beamte erwidert sachgemäß: „Tut mir leid, die uigurischen Schrifttafeln sind alle verliehen, ich bringe Ihnen aber das Kudaku-Büchlein, vielleicht finden Sie dort das Nötige.“ Um dieses Gespräch verstehen zu können, muß man mindestens sechs Sprachen beherrschen und

Erotische Stile und Formen / Ein Zylus von Franz Blei

II. DER FRIVOLE STIL

Man kann eine bestimmte zu charakterisierende Periode von 1730 bis zum letzten großen Kriege datieren, welcher durchaus gemeinsame Tendenzen eignen und die nur durch den Mangel formbildender Kräfte im neunzehnten Jahrhundert von dem achtzehnten unterschieden ist. Die Formen, welche sich das ancien régime noch geben konnte, haben in der nachrevolutionären Zeit nur mehr in der Konvention eine diskutierte Existenz, in der Nachahmung und Parodie; sie sind nicht mehr ein Ganzes bindend und Hintergrund schaffend. Die Leichtigkeit und scheinbare Voraussetzungslosigkeit der Formen des Rokoko, der Zeit von

sein Genie. Dieses bewußt oberflächliche Jahrhundert kultivierte noch, an die vis superba formae glaubend und sie zu schaffen begabt, seine Oberfläche um so leidenschaftlicher, je mehr Kräfte von unten sich rührten, welche die Formen dieses Lebens in Zweifel stellten, weil sie dieses Leben selber verwarfen. So stark war noch die Kraft zur Form und die kulturelle Verpflichtung zur Oberfläche, dieses große Erbe der Renaissance, daß sich die Tiefen und Neuen selber darin ergeben mußten. Diderot, wie Rousseau, Lessing wie Goethe, Handel wie Mozart, Watteau wie Fragonard, — daran änderte Nichts das Griechentum Hölderlins, Beethovens letzte Quartette, die Episode der deutschen

und verschwunden, starr unbeweglich und immer flüchtig, ist überall und nirgends, formlos, anonym. Wer sie zu beherrschen meint, endet als ihr Diener, und wer ihr dienen will, den zermalmt sie oft, denn sie hat Launen, die in kein Kalkül zu bringen sind. An Nichts gebunden, kann sie sich an Alles binden. Ihre Wahrheit von heute nennt sie morgen Lüge, ihre Götter von heute morgen Götzen, ihre heute verehrten Talente morgen lächerliche Narren. Ihr Kultus verehrt die Untreue, die Unbeständigkeit, den permanenten Verrat. Das doppelte Gesicht, das Allem eigentümlich ist, was um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ans Licht kommt, hat es von der öffentlichen Meinung, die sich eine Literatur improvisiert, welche der Vorläufer der Zeitung ist: die geschriebene Konver-

ph. Fougère,
n. Albrecht
nan; Tsune
as; Virginia
Mondherland;
s. Gespräch?
m); Ratner
1902-1906;
utsche; Ver-
Bürger und

„Der jung-
tember, von
hen Verlags-

RZÄHLER

der ist wie
1929 von
ein Preis
n. den der
unter Mit-
anministeriums
stichten Ro-
rzählers zu
Georg Engel,
Elster, Oskar
chaffner und
e Werk wird
hofft, in einer
anplaren ver-
se erste Auf-
im Preis zur
und in vier
mit einem
November 1929,
es Verbandes
Luther-Str. 10,
me, Anschrift
Tag der Ein-
ti nicht voll-
geschlossenen
„Jugendpreis“
n dem Notar
66, Wilhelm-
November 1929

strengsten,
orientali-
fern. Nie
nur deshalb
immer stre-
hr, es ist an
ie Formeln,
implizierten
e ihm durch
des Lebens
ffen. Daran
lischen Re-
eben so wie
oder irgend-
er Kult. So
wir die selb-
züge, „Aus-
körperlichen
en“, die der
is Schloß zu

ETUR ROSEN in
mer, Berlin, Ver-
nd Redaktion in
alinstr. 4. Ver-
reich: Jost Tann-
ck; Trowitsch &
sonauer Quellen-
wäger gemäß § 18
oben Zustimmung
ndte Manuskripte
ortel Gewähr.

DS

nde moderne
ht über die
Einordnung
bild der Zeit.
„A. 230, 1/2, 10-
ndlungen oder von

Anders steht es mit der Automobil-
branche. Seine Hersteller sind der Staat,
und einen Generaldirektor von DKW
kränken, hieße, sich unter Umständen
die Karriere verderben.
Der Mann, der mit einem DKW-Zwei-
sitzer von Berlin nach Italien fuhr, kann
über Unaufmerksamkeit des Baron Neu-
rath nicht klagen. In Nr. 31 des „Motor-
radsport“ berichtet Oberwachmeister
Gerhard Hitz, Inhaber hoher und mitt-
lerer Orden und jenes mit Zweitakt-
motor ausgestatteten DKW-Zweisitzers
über seine Ankunft in Rom:
„Ich fuhr dann mit diesem Herrn nach Rom
weiter und wurde zu meiner großen Über-

Lunatscharski

Der Kreislauf Literatur, Politik und
wieder Literatur hat sich nunmehr, nach
der politischen Erledigung Trotzki auch
in der Laufbahn Lunatscharski, des
ständigen Kultusministers der USSR,
vollendet.
Anatol v. Lunatscharski, der Dichter,
Politiker und Journalist gehört zu dem
ältesten Jahrgang der kommunistischen
Partei. Vor dem Kriege lebte er als
Emigrant zusammen mit Lenin in Paris,
wo er Berichterstatte der liberalen rus-
sischen Presse war und als erster russi-
scher Theoretiker die marxistische Theo-
rie auch auf die Kunst anwandte. Als
Feuilletonist und Kritiker besaß er auch
im zaristischen Rußland einen nicht unbe-
deutenden Namen; seine politische Lauf-
bahn begann aber erst nach der Ok-
toberrevolution und dem Siege Lenins, der
seinem alten Parteigänger schon in den
ersten Oktobertagen das Kultuskommissa-
riat anvertraute. In der Sowjetregierung
war Lunatscharski der Vertreter des in-
tellektuellen Standes und der einzige
unbestrittene Sachverständige für sämt-
liche Fragen der Kunst und Literatur.
Diese Kunstheftigkeit Lunatscharskis
brachte ihn sogar in den ersten Oktober-
tagen in Opposition zu der Regie-
rung. Als während des ersten Moskauer
Aufstandes die rote Armee den histori-
schen Teil des Kremls bombardierte,
drohte Lunatscharski mit seinem Rück-
tritt, wenn „diese barbarische Vernich-
tung der historischen Schätze“ nicht auf-
höre. Heute, 11 Jahre nach der Revo-

lution, haben die Rollen gewechselt,
und der ehemalige Verteidiger der histo-
rischen Schätze mußte abdanken, weil
er — seine Macht weit überschreitend
— das historisch-religiöse Wahrzeichen
Moskaus, die berühmte Kapelle der Ileri-
schen Mutter Gottes über Nacht abreißen
ließ.
Politisch war der Einfluß Lunatschar-
skis immer minimal. Nur das Gebiet der
Literatur, der Kunst und des Theaters
war von Anfang der Revolution seine
unbestrittene Domäne. Sämtliche sozialen
Einrichtungen zum Wohle der Künstler,
die Kunstgesetzgebung und sogar die
geltende Kunstziehung verdanken ihre
Entstehung dem Kultuskommissar. Lu-
natscharski trat auch selbst als Dra-
matiker hervor. Sein größter Erfolg
waren in Rußland die Theaterstücke
„Der königliche Barbiere“ und „Don Qui-
chote“, von denen das letztere auch in
Deutschland bekannt ist. Die meisten seiner
dekadent-mystischen Dichtungen und
Dramen wurden aber auch von der offi-
ziellen russischen Presse sehr kühl auf-
genommen. Die Abdankung Lunatschar-
skis bedeutet das Ausscheiden des letzten
Literaten aus den Reihen der Sowjet-
regierung, die vor elf Jahren nach den
blutigen Oktobertagen zu neun Zehn-
teilen aus Schriftstellern bestand. An
seiner Stelle tritt als oberster Kunst-
herr der Soldat Bubnoff. Der Literat
mußte dem Militär den Platz räumen.

ESSAD-BEY

Die Helfershelfer des Ritsches

Die deutsche Filmzensur hat zum
zweitenmal den Film nach Lampels „Re-
volte im Erziehungsbau“ verboten. Die
Folgen in der Filmindustrie haben sich
bereits gezeigt und werden sich in noch
weiterem Ausmaß zeigen. Die bescheidene
Möglichkeit, soziale Probleme im Film
wenigstens hie und da anzurühren, ein-
mal auch eine harte Wahrheit zu ris-
kieren, die vorher doch wenigstens in
Ausnahmefällen bestand, verschwindet
vollständig. Das Argument der Industrie
ist unwiderleglich: „Sie sehen doch, was
die Zensur anstellt. Wir wollen nicht
Haut und Haare an unseren Filmen ver-
lieren.“
Es ist eine unwiderlegliche Wahrheit,
daß die deutsche Filmzensur seit Jahren,

ohne von der Öffentlichkeit im Gering-
sten kontrolliert zu werden, mit eiserner
Konsequenz an der Verküschung und
Verblödung des deutschen Filmes mit-
arbeitet. Es ist nicht wahr, es ist durch
tausend Tatsachen zu widerlegen, daß
die Filmzensur vor allem die Zote und
die glitschige Zweideutigkeit trifft. Diese
läßt sie, wie wir jeden Abend sehen
können, meist völlig unbebergt. Die
Filmzensur hat sich, in krassem Wider-
spruch zum Lichtspielgesetz, das ein
Verbot aus lebensanschaulichen, politi-
schen oder bloß geschmackkritischen
Gründen verbietet, konsequent und rest-
los zu einer Kampfinstaltung gegen den
seriösen, sozialen, realistischen, unver-
schminkten deutschen Film entwickelt.
Sie läßt fremde Filme von sozialer und
lebenswahrer Orientierung zwar durch-
— aber niemals deutsche. Es gibt kein
Bedenken der Dummheit, der Rohheit,
der ausgefallensten greisen Un-
haltigkeit, dem sie nicht ihr williges Ohr
liehe. Die sämtlichen Verbote der Film-
prüfstellen, geschlossen veröffentlicht,
würden in ganz Deutschland einen Sturm
der Heiterkeit und der Empörung er-
wecken. Warum geschieht diese Ver-
öffentlichung nicht?

Unter den einflußreichen Männern der
deutschen Linkspolitik geniert sich Je-
der, offen als Beschützer dieser Branche
aufzutreten. Nicht ganz mit Unrecht.
Der deutsche Film hat sich zu einem
beträchtlichen Teil das Recht, von ern-

Versucht jemand, den
oft wechselnde Bedeutung
verneinen, so negiert er d
und bestreitet man die
Probleme, die Mannigfaltig
sichten, die Neuartigkeit
formen, die Rußlands Erl
so kann man unmöglich ge
Dinge begreifen. Solch ei
gleich dem über seine See
Ereignen am Nilufer, der k
besser als die andere hält
halb nicht vom Fleck r
afrikanische Theologe ist ei
gültigkeit heherrscher Zwei
negiert und als Dogmatik
widheit vertrocknet. Er
Spuren seiner Füße im
lassen, wie seine Landsleut
ramiden. Seine Seele kann
sten Welt“ mit denen an
bener darüber debattieren
vergangenem Recht hatte.
ziehen es trotzdem vor, St
bauen, statt in Starrheit zu

Vor Allen sind sie im
Entscheidung gezwungen.

Die russische Revolution
alle Fühlenden zur Entsch
tierte dem Willen eine R
Gewalt ihrer Nationalität
ihre moskowitzische Erdgel
war so erschütternd wie
seller Einfluß. Sie bewegte
weit von ihrem Zentrum
ren, wie Gläser, sich gege
rend, klirren, wenn drauf
Haus ein schwerer Lastw
rast.

Die Materie ist aber zäh.
Anstrengungen scheinen
setzungen kleinster Verän
sein — die russische Revo
ließ für Westeuropa nur v
und Grundsätze neben vi
lichsten Warnungen. Ihre R
den, Axiome bedurften ers
scher Beweise, um im G
bleiben; denn nur, was m
fühlt, wird nicht leicht ver

Und die List der Idee
Manchen den Enthusiasm
nahmen die Formen ihrer
drücke als fixe Gedanken

Jede Kritik hatte vor de
der neuen Lehre zu knien
Binsenwahrheiten konstruie
Schüler einen patentierten
der über dem zu beschreib
Papier schwebte. Die alte
die Literatur das soziale
spiegeln könne, und einige
risch-materialistische Sätze
den immerwährenden Gebra
tuden und dann Lügen, we
heit zu ihrem Gegenteil wi
ihre Fruchtbarkeit verliert
nicht weiter geführt, zum
bels erstarrt.

Diese Literaten bestrafte
Verschlossen in der Stub
gläubischen Sicherheit, ver
darauf, selbständig die Ma
der gesellschaftlichen Verä
sehen. Sie sind stumme Be
größten Drama der Weltges
die fruchtbarste Periode, de
Veränderungen ist die anfr
der zustimmenden, begels
selbst überschreitenden, ohn
Inhalt dahinsiechenden Lite
hen eben nur Ähnlichkeiten
auch die Verschiedenheiten
Weil es Ratten auf der W
blicken sie sie überall und
halb, Naturforscher zu sein.
keinen Gedanken, keine U
keine Analyse zustande prü
gegenseitig, wer am besten d
Meisters aufzusagen v. rma

MANUSKRIPTE
haben ein besonderes
Gesicht, wenn Sie sie bei
Carstens, Berlin W 50
abschreiben oder vervielfältigen lassen

MANUSKR
aller Gebiete, Politik, Dichtung
usw. übernimmt moderner Ver
ausgabe. Einsetzung Druckvorla
unter: F. Z. 2305 an die Annon

Der all. Welt 5/1929 Nr. 37 S. 1

Sie noch nicht wissen

Magazin?

des „Schert-Magazin“

es hat schon 1½ bis 2 Jahre get, bis die Ergänzungsbilder beisamen waren. Zwei wesentliche Punkte sind Die Überschriften der Artikel und Unterschriften. Auch hier gilt es, hell zu sein, schlagkräftig, witzig. Die Schrift soll suggestiv auf den Leser n, die Unterschrift ihn reizen, sich ssiert mit dem Bilde zu beschäl. Hier hat der Redakteur die Hauptzu leisten.

FRIEDRICH KRONER (LUHU)

Frage „Wie entsteht ein Magazin“ ist interessant. Sie beschäftigt mich seit langer Zeit. Auch meine Rem, die ich befragte, fand die Frage reizvoll, aber sie hat ebenso wie eine Ahnung. Wir blättern jeden Moller Eifer alle erscheinenden Madeswegen durch, hoffend, daß es anderen endlich gefunden haben. — wir wissen es noch immer nicht. können sich denken, wie schwer Redaktion es hat, die über diese bar so einfache Frage keine Ausgehen kann.

haben etwa ein Dutzend Redakderen Aufgaben genau umgrenzt. Der Bilderredakteur z. B. findet Text zu den Bildern meist schlecht, Textredakteur dagegen bemängelt Schönheit der Bilder. So ergänzt einer Arbeit der Anderen. Der Chefredak bemängelt Alles.

angenehm und störend für eine hache Redaktionsführung ist es, wenn d einen sogenannten Einfall hat, geht immer ein fürchterliches Gelos, wer ihn zuerst gehabt hat, und wir uns monatelang deswegen. Wir sind deshalb sehr zufrieden, solche Störungen nicht vorkomweit sie die Kollegialität beeintigen. Beliebt dagegen sind Anregunlie oft zu langen Redaktionsbespreen führen.

lich, als der Rätselredakteur gein As mit Vieren ausspielte, fiel in, man müßte einmal einen Artikel n „Humor beim Kartenspiel“. Sie dabei sein müssen, wie es jetzt den sprudelte. Der Bilderredakteur te den Vorschlag, einen illustrierten über alte und neue Kartenspiele ngen, ein Anderer kam auf die Idee, Aufsatz schreiben zu lassen „Karel und Politik“, ein Dritter schlug ihr interessante Zeithema vor „Der des Kartenspiels“.

onders große Schwierigkeiten entbei der Zusammenstellung eines ins. Hat z. B. ein Ressort einen z vorbereitet „Neue Fischgerichte“,ingt der Zoologe sicher einen Auf8 Tage mit den Nordseefischern Fischfang“ und ein Anderer einen t „Haben Fische Gehör“. Man muß sehr aufpassen, daß nicht etwa ein vierter Aufsatz über Fische in leiche Blatt gelangt. Sogar eine Idee, etwa „Naktphotos von n“ zu bringen, muß man dann uent zurückweisen.

Schluß noch die wichtige Frage die Originalität einer Zeitschrift. nicht gut, daß eine Zeitschrift, zeige denn ein Magazin, originell in versucht. Das Publikum liebt ge Aufregungen nicht. Man soll die ligung des Lesers nicht unter-

schätzen, nach dem Kauf einer Zeitschrift sagen zu dürfen: „Da steht mal wieder auch gar nichts drin.“

Versicherungslehre der Buchproduktion

Der Buchverleger ist wohl der einzige Wirtschaftsproduzent, der gegen die Unrentabilität seiner Arbeit nahezu völlig ungeschützt ist: er muß fast die gesamten Produktionskosten eines neuen Buches vor dem Beginn der Verkaufstätigkeit verausgaben, obwohl er nur in ganz seltenen Fällen die Verkaufschancen des Buches im voraus beurteilen kann. Den Verkauf auf Grund eines Gebrauchsmusters zu organisieren, wie das in jedem anderen Produktionszweig möglich und üblich ist, ist dem Verleger nicht möglich, denn das Muster würde fast genau soviel kosten wie die gesamte Herstellung. Die Methode des kommissionsweisen Verkaufs, die im Buchhandel üblich ist (der Sortimenter übernimmt nur in seltenen Fällen von einem neuen Buch eine größere Anzahl Exemplare in feste Rechnung), erhöht dieses Risiko beträchtlich. Unter diesen Umständen verdient der Plan einer „Versicherung des Verlegerfiskos“, der in einer der letzten Nummern der „Zeitschrift für das Versicherungswesen“ zur Diskussion gestellt wird, ganz besondere Beachtung, zumal die Bedingungen eines solchen Versicherungsschutzes mindestens theoretisch erfüllt sind. 1927 sind 31 026 Bücher verlegt worden, der Ladedurchschnittspreis war laut Berechnung des Buchhändlerbörsevereins 5,50 M. je Exemplar; der Durchschnittswert der deutschen Verlagsproduktion war also (bei einer durchschnittlichen Auflagenhöhe von 3000 Exemplaren) 516 Millionen Mark; 15 Prozent dieser Summe, also 76 Millionen Mark, sind als Herstellungsdurchschnittskosten anzusehen. Der Jahresumsatz der deutschen Verleger ist statistisch nicht erfaßbar, beträgt aber etwa 250 bis 300 Millionen Mark. Auf den Verleger entfallen 60 v. H. der Einnahmen, also 150 bis 180 Millionen, so daß die 70 bis 80 Millionen Herstellungskosten theoretisch stets gedeckt sind. Aber die einzelnen Bücher sind ungleich an den Einnahmen beteiligt, ein Buch kann ein großer Gewinn, das andere ein großer Verlust sein. Hier auszugleichen und die Verleger vor Verlusten zu schützen, ist Aufgabe der neuen Versicherungsart, die aber, um einen Mißbrauch des Versicherungsschutzes zu verhindern, in jedem Fall nur eine Kollektivversicherung der gesamten Produktion des Verlegers auf die Dauer von etwa zwei bis fünf Jahren sein darf.

Der große Fund

Vor einigen Monaten wurde in Rußland das Gribojedoff-Jubiläum festlich begangen. Die Feier verlief nach allen Regeln der literarischen postumen Ehrung: Die Akademie veröffentlichte Gribojedoff-Dokumente, der Staatsverlag die Jubiläumsausgabe seiner Werke, und zahlreiche Dichter ihre Romane, Novellen, Gedichte über den großen Vater der Moskauer Komödie. Zur vollen Festesstimung fehlte nur noch irgendein sensationeller Fund, irgendwelche unbekannten Schriften, unentdeckte Briefe oder Ähnliches. Trotz allen Bemühungen der Literaturhistoriker konnte aber aus den geheimen Archiven und Zensursammlungen nichts Nennenswertes herausgefischt werden. So mußte man sich damit begnügen, schonbekannte Gribojedoff-Dokumente in photographisch getreuer Wiedergabe zu verlegen, und die Sensation dem Zufall überlassen, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

Einige Wochen nach der Feier traf aus einem kleinen nordrussischen Nest die Nachricht ein, daß man dort in der Bibliothek eines vor einigen Tagen verstorbenen Regierungsmannes geheime Gribojedoff-Briefe, unbekannte Gedichte und sogar „revolutionäre Schriften“ aufgefunden habe. Die Nachricht war sensationell: Gribojedoff, der zarentreue Geheimrat und Botschafter als Revolutionär! Es war ein Ereignis, das tagelang die Spalten der russischen Presse ausfüllte. Eine Kommission, bestehend aus Mitgliedern der Akademie, wurde nach dem Fundorte entsandt, und der Staatsverlag kündigte eine Subskriptionsausgabe des „unbekannten Gribojedoff“ an.

Plötzlich aber hörten die Ankündigungen auf, die Kommission kehrte in aller Stille zurück und die gesamte Presse schien die Existenz Gribojedoffs überhaupt vergessen zu haben. Nur auf wiederholte Anfragen aus dem Leserkreis brachten einige Blätter die kurze, trockene, in kleinster Schrift gesetzte Notiz: „Die Nachricht vom Gribojedoff-Fund scheint übereilt gewesen zu sein. Die Kommission hat festgestellt, daß die vermeintlichen Dokumente lediglich die von der Akademie längst herausgegebenen photographischen Abbildungen der allgemein bekannten Schriftstücke waren. Die Reproduktionen wurden von den Ortsbehörden irrtümlicherweise für Originale gehalten. Auch die revolutionäre Schrift erwies sich als eine bekannte Bittschrift Gribojedoffs an den Zaren.“

Die große Sensation war verpufft.

ESSAD BEY

Die Sphenopogonen

Zu Beginn des Jahrhunderts konnte man in Paris gelegentlich unter Freunden bei einem Abschiedsgruß die feierlichen Worte hören:

„Auf Wiedersehen bis morgen beim Diner der Sphenopogonen.“

Wie sagen Sie?, fragte dann häufig voller Verwunderung über das seltsame Wort ein nebenstehender Dritter. Doch die beiden Sprecher legten mit gleichmäßiger Bewegung den Finger an den Mund:

„Chitt.“

Und der Neugierige blieb ohne Antwort.

Da aber Alle, von denen man diesen merkwürdigen Gruß hörte, berühmte Leute waren, interessierte man sich allgeheim für das Rätsel, ohne jemals mehr als nichtssagende Vermutungen zu hören. Erst heute hat sich das Geheimnis gelüftet, und man erfährt, daß es sich um einen der lustigsten literarischen Vereine handelte, die „Sekte der Sphenopogonen“, die am 21. Juli 1881 gegründet und durch den Weltkrieg aufgelöst wurde. Die Sphenopogonen hatten eine Reihe von Satzungen, deren Nichtinhaltung mit Achtung und sofortigem Ausschluß bestraft wurde. Die Bestimmungen sahen folgendermaßen aus:

Titel III.

Artikel I: Sphenopogonen schukden sich die Wahrheit.

Artikel II: Ein Sphenopogone sagt immer Gutes von einem Sphenopogonen.

Artikel III: Es kann kein Zwist zwischen zwei Sphenopogonen bestehen.

Die Zeremonien des Klubs waren geheimnisvoller als die der Freimaurer. Ein Neuaufzunehmender erschien — mit

Bedachte werden abgelehnt

ekam durch Zufall — wirklich, durch es gar nicht mir, obson auch das

alt und grade so schwierig. Aber muß man es — so schwer haben? Muß es so schwer gemacht werden? Woher und warum der Haß gegen Lyrik und Lyriker, der aus der unprovo-

Menschen ist daß sie es nicht verstehe, in die infolge der Umschichtungen der Gegenwart offenen Fugen sich zu fügen. An Ihrer Schrockheit, Herr Redakteur, habe ich gemerkt, daß

du lit. welt

5/1929

nr. 29 S. 3

Allerhand Neues und Altes

eigene ausübt, sondern auch seine gute literarische Bildung, die es ihm ermöglicht, jahrelang ohne einen eigenen Einfall zu dichten. Besonders lobenswert ist es, Plagiate an unbekannten Dichtern zu begehen, weil auf diese Weise ein wenig verbreiteter Gedanke der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht wird.

Der königliche Plagiatsfachmann gibt den Dichtern auch besondere Winke zur ungestörten Ausübung des Plagiats.

Die Thesen des Königs fanden allgemeinen Anklang, und in späteren Jahrzehnten wurde daraus genau festgestellt, was ein empfehlenswertes Plagiat ist und was unter dem Begriff des Verächtlichen fällt. Ein Gedankendiebstahl z. B. war uneingeschränkt erlaubt, ebenso ein „umgekehrtes Plagiat“, d. h. die Unterschiebung seines eigenen Werkes in das Oeuvre eines bekannten Meisters. Das Letztere war besonders verbreitet, und es ist heute deshalb manchmal schwer festzustellen, ob man einen alten Dichter auch wirklich aus seinen eigenen Gedichten kennt oder aus solchen Fälschungen. Dem Meister wurden gewöhnlich ganze Bündel von Manuskripten vorgelegt, die er — wenn er gutmütig war — ohne zu lesen unterzeichnete und dem Verleger übergab.

Die Honorare wurden zwischen ihm und dem wirklichen Verfasser geteilt. Die Honorare jedoch, die ein „einfaches“ Plagiat einbrachte, wurden mit niemandem geteilt, da nach der östlichen Auffassung das Honorar nicht für die Leistung gezahlt wird, sondern ein Geschenk darstellt, das man auch für ein fremdes Werk erhalten kann. Mißachtet wurden nur die Plagiate, die keine Spur von eigenen Fähigkeiten aufwiesen, von Leuten stammten, die keine literarische Vorbildung genossen hatten, nicht zu der Dichterschaft gehörten, und also von kei-

nem anderen Dichter zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts bestohlen werden konnten.

Erst die Neuzeit hat diese sympathische Auffassung vernichtet, und die Verdammung eines jeden Plagiaten eingeführt. Für wie lange?

ESSAD-BEY

Wo liegt die Heine-Straße in Berlin?

Der Fall der Villa für Albert Einstein ist in dem schnelllebigen Berlin schon wieder vollkommen in Vergessenheit geraten. Blamieren kann man sich schon bei uns, nur Konsequenzen werden daraus nicht gezogen. Das unterscheidet Berlin grundsätzlich von Rom.

Nach dem Fall Einstein gab es den Fall Körte, der die Gemüter schon viel weniger in Erregung versetzte. Der Bezirk Kreuzberg wollte den berühmten Chirurgen ehren und teilte ihm mit, man werde eine Straße nach ihm benennen. Körte lehnte diese Ehrung ab, denn es stellte sich heraus, daß eine der 26 Berliner Bahnhofstraßen für ihn ausersehen war, die vom Schöneberger Ufer zum Anhalter Bahnhof führt, ein unscheinbares, häßliches Sackgäßchen. Selbstverständlich verhat sich der Chirurg diese Ehrung.

Aus Anlaß dieser Blamago der Berliner Stadtverwaltung kam ich auf den Gedanken, nachzuprüfen, wieviele Berliner Straßen nach Schriftstellern, Wissenschaftlern, Künstlern, vor allem nach Dichtern benannt sind. Es stellte sich bei dieser Prüfung heraus, daß es wohl kaum einen bekannteren preußischen General gibt (von den Fürstlichkeiten und Königen ganz zu schweigen), dessen Name nicht irgendeine der Haupt- und Prachtstraßen Groß-Berlins ziert. Verhältnismäßig am günstigsten kommen, von den Künstlern noch die Komponisten weg, Dichter dagegen scheinen in den Berliner Bezirksversammlun-

gen so gut wie unbekannt. Stichproben ergaben, daß ganz unbekannte Leute wie Lenz, Winkelmann, Hülshoff, Gustav F. Alexis (!) noch nicht wurden, einer Berliner den zu gehen. Auch die Schopenhauer- und Lassalle-Straßen, aber in Steglitz eine.

Aber wenigstens eines, sogar einen Heine Platz befindet sich in der Nähe von Köpenick, ger von Groß-Berlin. Außerdem hat noch nie ein Berliner. Ebensovienig liegt in dem idyllisch ist völlig unbebaut. Sogar im Straßenverzeichnis ist sie ein schmaler. Und dabei wäre eine Straße, umzubene gar nicht in die Vor existieren z. B. neun. Und acht Hohenzoller henzollerring, ein und ein Hohenzollerne viel Hohenzollern für wahr? Vielleicht hält für Körte finden lass wir vielleicht neun. Sedlich haben wir ja, do Sedan gesiegt. Benötigt Kaiserstraßen, dreizehn Straßen, fünf Kaiser-Kaiser-Friedrich-Straßen und sechs.

Wir brauchen sie doch in der Schule, eine heilige Sache halten müssen. Wobei daß wir nicht nur die Könige und Generale das der Dichter und

Der Tod und der Papagei

dieser Gegend eine Position. Sonst lebte er ohne Zusammenhang, verließ kaum die Wohnung, die in der dritten Etage lag und aus zwei Zimmern bestand, die er der Witwe Kalbfuß abgemietet hatte. Die Hauptattraktion dieser Wohnung war ein Papagei, ein schön gefiedertes Tier, etwas verwöhnt, aber lehrreich, wenn auch von der Arroganz eines Schauspielers.

Als der Kapp-Putsch zusammengebrochen war, hatte sich in dem Major eine große Freude, wie man sie nur bei Menschen antrifft, die eingesehen haben, daß das Ziel, das sie sich gesteckt haben, nicht mehr zu ihren Lebzeiten erreicht wird, später aber, wenn auch nach ihrem Tode, sich um so strahlender vollende. Man findet diese Leute besonders zahlreich in Deutschland, sie leben meistens zurückgezogen, trotzig für sich und vermögen durch keinen anderen Gedanken ihr machtloses Leben zu ertragen, als durch die Vorstellung, daß viele Jahre nach ihrem Tode sich das Ereignis für das sie

vor dem Spiegel seine alte Uniform probierte, und plötzlich, wie vom elektrischen Schlag einer Erinnerung getroffen „Stillgestanden!“ kommandierte, schrie das Tier die Worte nach und der Major gehorchte, als trafe ihn eine Stimme aus höheren Sphären. Er wiederholte das Experiment und rief zitternd: „Kehrt marsch!“ „Kehrt marsch!“ klang es aus dem Käfig. Er wankte zum Bett und konnte vor Erregung nicht schlafen. Mitten in der Nacht sprang er auf und schrie Alles herausfordernd: „Seine Majestät, der Kaiser, hurra!“ Pünktlich wie das Echo aus einem im Baedeker besterntem Tal schrie es zurück: „Seine Majestät, der Kaiser, hurra!“

Von diesem Tag an schloß er Freundschaft mit dem Tier. Er vermied alle öffentlichen Plätze und Standeslokale, blieb fast immer in seiner Wohnung und träumte seinen Traum mit dem Papagei. Er fütterte ihn trefflich wie ein gutes Gewissen oder ein süßes Geheimnis. Die Jahre, die abliefen, ohne daß sich in seinem Leben etwas änderte, machten

Plötzlich schrie war ein ungewohnt und schmerzlich. Er stänge auf den Boden, schalen krachten, sträubten sich, sein durch die Stäbe. D aufgerissenen Augen nur das Tier, das Muskelspreizung h sich auf ihn stürzte, ihn war wie gelähmt.

Plötzlich ein Schmando: „Stillgestanden!“ zuckte zusammen. Der Papagei erschien riesig. „Vorwärts, marsch!“ Der Major sprang „An die Gewehre!“

Der Major humpte im Zimmer, in trostloser Reiche er den Schrank nur angelehnt war, Eng der Kleider schon langsam erkannt nach seiner Uniform es war mühevoll, ungen, die dazu nötig grotesk. Er schlürfte stand sein Säbel m

en Freund Ohnet schleunigst be-
ging:
auch der wirkliche Autor des
des Forges sein mag, ich bin
ir... Ich habe in meinen Augen
den Plan zu einem Roman,
egium, Handlung, Charaktere und
mit Ihrer Arbeit völlig identisch
t mir jetzt unmöglich, die Sachen
nden...
hatte nichts Eiligeres zu tun,
Erklärung am folgenden Tage
ffentlichen und hinzuzufügen:
Herr Feuillet sich etwas mehr
Bearbeitung seines Sujets beill
nde er jetzt an meiner Stelle
Beschuldigung des Plagiats an
Carlen."

Wildenten haben ans Eis
ihren Kragen
legt und nur matt mit den
Flügeln geschlagen;
Weg nicht gescheut hat und
zweifach Gewand,
orbweis fangen können im
Schiff mit der Hand.

EDLEF KOPPEN:
VERSTOSSEN
vergebender Milde verbog,
Fluch geworden.
versöhnender Liebe betrog.
ister morden.
runden sich zum Gericht,
will gerinnen,
wunder verwirrt das
Gesicht,
zu blinden beginnen.
Verenden verebht Horizont,
chaft ist verraten.
st uns die Spur besonnt,
zu durchwatzen.
es Tages versank zu Meer.
verfällt am Ufer.
lte des Glaubens leer —
taumelt der Rufer.
Fluch verschwimmt der
Begriff —
anken zerscherben —
trifft uns das treibende
Riff —
bestürzt uns das Sterben.

nllose Pein,
sen unsere Wadel;
ebe, Seelenadel,
mit ihnen ein.
ich tausend Grüße
iebe meiner Füße,
evoll auch ich
ewiglich
n, Akademiestraße 21 III.

TER RATHENAU:
17. 3. 1874.
(sieben Jahre alt)

Mama
gratulire
wünsche
vil glük
olst
ge leben
du solst
glücklich
tzu deinem
urz tag
ich wünsche
nicht ergern
falen dir
Vünsche Mama
ich weis dar

noch Feuille, denn diese Ähnlichkeit
nun auffallen mußte, keinen Protest ge-
gen die weitere Aufführung des Ohnet-
schen Stückes. Sein Schweigen erweckte
bei der Presse selbstverständlich den
Verdacht, daß nicht Ohnet, sondern Feuillet
ein Plagiat an Frau Carlen verübt
habe, daß dieses Plagiat dann seiner-
seits wieder von Ohnet plagiiert worden
und also der „Maitre des Forges“ der
dritte Aufguß eines fremden Werkes sei.
Nur Frau Carlen selbst konnte das Rätsel
lösen, doch die unbekannte schwedische
Dame nahm zu keinem der „offenen
Briefe“, die an sie gerichtet wurden,
Stellung, so daß ein ganz findiger Reporter
austüftelte, daß vielleicht Frau Carlen
mit O. oder F. usw... Die Ungewißheit
schwächte natürlich den Wert der
erhobenen Beschuldigungen. Die drei
Autoren erhielten sich die Gunst des
Publikums, das der Sache müde war,
und feierten weiterhin, trotz der fort-
gesetzten Untersuchungen der Journalisten,
bedrächtliche Erfolge. — Inzwischen
sind die drei beteiligten Autoren tot,
die wenigsten wissen von ihnen heute
mehr als den Namen oder nicht einmal
das; in einer französischen Revue aber
ist vor kurzem von neuem die interessante
Frage aufgeworfen worden, ob Georges
Ohnet Octave Feuillet, oder Octave Feuillet
Georges Ohnet bestohlen habe, ob Madame
Carlen mit Feuillet oder Ohnet mit allen
beiden...

Es lebe das Plagiat als journalistischer
Selbstzweck!

Jean R. KUCKENBURG

Gespräch mit einem gutbezahlten Lyriker

Laien, die nur ganz oberflächlich mit
der gegenwärtigen Literatur vertraut sind
und von der Lyrik höchstens die gedruckten
Sammlungen und Anthologien kennen,
behaupten, gutbezahlte Lyriker gebe es
heute nicht. Allerdings findet man ihre
Namen in keiner literarischen Beilage,
obwohl diese Namen wöchentlich zwei bis
dreimal in jeder großen Zeitung abgedruckt
werden. Man muß schon die literarische
Beilage, das Feuilleton, sogar Politik und
Lokales überblättern, um an letzter Stelle
die Namen und Adressen der deutschen
Dichter, denen es gut geht, zu entdecken.
Ganz hinten am Ende des Anzeigenteils
unter der Rubrik „Diverses“ geben sich die
gutbezahlten Lyriker ein Stelldichein. Da
liest man die bescheidenen Anzeigen:
„Gedichte für freudige und traurige
Ereignisse, garantiert nirgends gedruckt,
von gebührender Länge, kulanter Preise“,
oder „Guldbürgerliche Gedichte, auch
Liebesverse“, oder „Tendenziöse und
Festdichtungen“ und daneben die Adresse
des prominenten Gelegenheitsdichters.

In Berlin, im Westen, in einem schönen
Hause mit Fahrstuhl, Marmortreppe und
Nachtklingel, befindet sich das Büro eines
vielbenedicteten Gelegenheitsdichters.
Schüchtern betrete ich diesen Musentempel.
Ein elegantes Dienstmädchen führt mich
in den Empfangssalon, wo

Das Kind Von ALFRED WOLFENSTEIN

An der Straßenkreuzung der Weltstadt,
wo in der Richtung des uniformierten
Arms die Wagen vorüberströmten, stand
auf der anderen Seite zwischen den
angehaltenen Wagen, die zitternd vor dem
neuen Ansprung in allen Farben glänzten,
der blaue Buick Prosper.

Er kam fernher aus dem Westen,
abenteuernd über die Oberfläche der Erde,
und weder sein Wagen noch sein Gewissen
hatten nennenswerte Pannen erlitten.

Jetzt, auf den Wink des wie im Ballett
sich drehenden Verkehrspolizisten, schoß
er mit der eisernen Front der Masse der
Autos vorwärts —

Aber an dieser Ecke begegnete ihm
das Unglück, vor dem jeder Fahrer am
tiefsten bangt, das ihn schlimmer treffen
kann als der eigne Tod: er überfuhr ein
Kind.

Es war ein kleines Mädchen, das vor
ihm über den Damm lief und zurückwich,
und als er jäh herumschwenkte, lief sie
wieder vor, er

Die Litawische Welt, Berlin, 5. Jg., Nr. 45, 1929, S. 78.

Altherbald Neues und Altes
die Klassikerbände im Schrank die stillen Neigungen des Herrn verrieten. Endlich erscheint er selbst, ein hochgewachsener Herr mit Hornbrille, zurückgekämmtem Haar und freundlichem Gesichtsausdruck. „Sie brauchen sicher Liebesverse“, sagt er mit der Geste eines Meisterdetektivs. „Nein, ein Interview.“ Der prominente Mann ist enttäuscht, sogar gekränkt; nein, ein Interview gebe er nicht, er verachte die Öffentlichkeit. Bescheiden versuche ich einzuwenden, daß ich Könige, Staatsmänner und Mitglieder der Akademie bereits interviewt habe. Der Herr mit der Hornbrille bleibt unnachgiebig. Erst nachdem ich versichere, daß sein Name auch diesmal nicht im redaktionellen Teil erscheinen wird, beginnt das Eis zu schmelzen, und allmählich öffnet sich vor mir das merkwürdige Panorama der Gelegenheitsliteratur, der bescheidensten und unauffälligsten Literatur der Gegenwart.

„Der Beruf eines Privatklienten“, meint der prominente Herr, „verlangt vor allem Menschenkenntnis, nur mit ihrer Hilfe kann man sofort den richtigen Preis feststellen, der für ein Gedicht in jedem Falle zu verlangen ist. Wir haben nämlich nicht immer feste Preise, denn es ist selbstverständlich, daß ein Generaldirektor mehr bezahlen muß als ein bescheidener Handwerker, obwohl die Ansprüche, die die Beiden stellen, merkwürdigerweise so ziemlich dieselben sind. Die Gedichte selbst müssen einfach sein, das Publikum liebt keinen komplizierten Wortwitz.“ Hauptfrage ist aber immer die Länge. „Hat sich der Geschmack Ihrer Kunden in der Nachkriegszeit geändert?“ Leider ja. Knittelverse sind weniger beliebt als früher, und nur noch bei alten Kunden zulässig. Das erschwert unsere Arbeit wesentlich, denn die Meisten von uns haben sich richtig in die Knittelverse eingearbeitet. Heute kommen aber sogar Leute, die Sonette verlangen, wenn auch solche Fälle gewiß nur hier in der Großstadt vorkommen. „Die Meisten Ihrer Kunden sind wohl ältere Leute?“ O nein, es kommen auch genug Jugendliche, sie gehören sogar zu unsern besten Kunden, wenn man ihnen Verständnis entgegenbringt. Die jungen Leute brauchen nämlich keine Hochzeitlieder und keine Trauergedichte: die Meisten verlangen Liebesverse, die sie für eigene Ausgaben können. Es ist oft schwierig, diese Verse zu verfassen. Die jungen Leute von heute stellen so merkwürdige Ansprüche. Bald muß die Damschönheit das Gedicht gilt, eingehend und realistisch geschildert werden, bald irgend-

eine persönliche Auserwählung in die Verse verflochten werden, oft muß man auch eine nicht immer einwandfreie Situation oder Reminiscenz beschreiben. Erst nach längerer Unterhaltung hat man das Nötige heraus. Doch kommt man gerne den Leuten entgegen, denn sie kommen alle paar Wochen wieder, was gewiß in dem leichtfertigen Lebenswandel des Großstädters seine Erklärung findet. Das ausschweifende Leben der Großstadt und das entartete Verlangen nach Sonetten stimmt den großen Mann mürrisch. „Ja, ja“, sagt er, „es ist nicht immer leicht, ein Gelegenheitsdichter zu sein, aus der heutigen Jugend kann doch keiner klug werden. Manche von uns würden das Geschäft aufgeben, wenn man nicht in den Abonnenten einen sicheren Rückhalt fände.“ „Abonnenten? Wie meinen Sie das, abonniert man auf Hochzeitsgedichte?“ Das nicht; unsere Abonnenten stammen aus anderen Gesellschaftsklassen. Es sind die wandernden Musiker, die auf den Höfen ihr Almosen sammeln. Die Leute brauchen Gedichte und wir beliefern sie. Ein rührendes Gedicht wird zwei Wochen lang in Berlin gesungen und dann an die Provinzbettler weiterverkauft. Jeder Berliner Bettler erneuert ein bis zweimal im Monat sein Repertoire. Die Gedichte bezieht er von uns und zahlt je nach der Länge 2 bis 3 Mark. In Deutschland gibt es Tausende von wandernden Bettlern, so daß wir eine bedeutende Abonnentenliste besitzen.“ Diese Möglichkeit Gedichte zu verkaufen, scheint mir die unerwartetste. „Liefere denn die Volkslieder nicht genug Material für die Musiker?“ „Höchstens in den Dörfern, in den Städten sind Volkslieder unbekannt, man braucht etwas Modernes, nach russischen Motiven, im Foxtrottrhythmus und dergleichen. Das kann nur ein berufsmäßiger Gelegenheitsdichter verfassen. Die sogenannten richtigen Dichter können keine unserer Aufgaben erfüllen. Kein Bettler und kein Generaldirektor wird das Gedicht eines richtigen Lyrikers akzeptieren, die Anpassungsfähigkeit, die allein uns zu Meistern macht, fehlt uns. Unsere Kollegen vom redaktionellen Teil, höchstens, daß sie in Reklameversen mit uns konkurrieren können, doch ist ja die Reklamedichtung bereits ein Teil der ernstesten Literatur geworden.“

Unser Gespräch wird unterbrochen, das Dienstmädchen tritt ein und meldet Kundschaft an. Ich verabschiede mich, widerhole mein Versprechen, seinen Namen nicht zu erwähnen, stoße im Vorzimmer mit einem Biederen Herrn im Gebrock zusammen und verlasse den Musenkübel, in dem der freundliche Herr einen Beruf betreibt, den immerhin Cervantes,

Tirso de Molina, die Minnesänger und selbst Horaz und Virgil nicht verschmähen.

Daß ihm die heutigen Dichter verschmähen, spricht nicht unbedingt zu ihren Gunsten. Ein Beruf, den Horaz billigte, könnte auch dem modernen Lyriker recht sein. Oder hat der prominente Gelegenheitspoet recht, wenn er sagt, daß die „richtigen“ Dichter zu Gelegenheitsdichtungen unfähig sind?

ESSAD-BEY

Ein merkwürdiger dramatischer Versuch

Robert Neumann, der Wiener Schriftsteller, Autor des bekannten Inflationsromans „Die Sintflut“ und, vor allem, der hinfälligsten deutschen Parodien, die es überhaupt gibt („Mit fremden Federn“), erzählt in Berlin folgendes: „Ich habe jetzt ein Theaterstück zweimal geschrieben. Einmal als Drama, einmal als Lustspiel. Dieselben Personen; fast dieselbe Handlung. Nur die Blickpunkte sind jedesmal verschieden. Der Titel beider Stücke ist „Die Puppen von Poschansk“. Handelt in einer Granatstation zwischen Schiebern und Revolutionären.“

„Das wird ja sehr interessant werden, wenn man die beiden Stücke an einem Abend hintereinander spielt.“

„Man wird sie aber nicht hintereinander spielen. Sondern jedes für sich an einem Abend. In Berlin wahrnehmbar abwechselnd. Manche deutschen Bühnen haben nur das Drama angenommen, manche nur das Lustspiel. Das ist mir durchaus willkommen.“

„Warum wollen sie das Experiment nicht machen, Beides an einem Abend spielen zu lassen?“

„Erstens, weil jedes Stück für sich abendfüllend ist. Zweitens, weil ich das experimentative Theater à la Pirandello hasse. Ich will nicht meine Gestalten in Schalten aufessen. Sie sollen lebende Menschen bleiben.“

Man sieht, Robert Neumann, persönlich ein liebenswürdiger, witziger Mann von etwa 40 Jahren, hat über allerhand prinzipielle Theaterdinge nachgedacht, bevor er den Sprung auf das Theater wagte.

INSEL-VERL



Soeben erschien

das neue Werk

VON

Leonhard Fr

BRUDER UND SCHWESTER

Ein Roman

IN LEINEN MAN

*

Dieser Roman einer

Grenzen überflutet

Liebe zweier jun

schöner Menschen

erst nach ihrer Ver

gung erfahren, daß

Geschwister sind, is

nes der seltenen Ku

werke, die aus der

und über sie hinaus

stehen. Ihre verhäng

volle Verbindung f

die beiden Lieben

durch die gewagte

und gefährlichsten

ationen und alle

stasen der Liebe, st

sie in die Qual und

Grauer der Vernicht

und erhebt sie zu

letzten Läuterung

Gefühls, die ihnen

Recht und die Best

gung zu ihrem

Bunde gibt.

INSEL-VERL

Das Kind
konnte sich entfernen, aber mit leeren Dröhnen im Herzen ging er tagelang zu Fuß durch die Stadt.

Ohne sich um den Wagen zu kümmern, ohne an die Welt zu denken, die er durchqueren wollte, als er das Kind überfuhr.

Aber ein seltsamer Plan stand endlich auf gegen seine Verzweiflung —:

Er suchte nach der Mutter der Kleinen. Er beobachtete ihre Wohnung. Er sah eine noch junge, bleiche, schöne Frau. Er mietete bei ihr ein Zimmer.

Nach einigen Wochen konnte er näher mit ihr sprechen, mit ihr ausgehen, mit ihr Schach spielen. Sie wußte nicht, daß er der Täter war.

Eines Nachts ging er zu ihr und umarmte sie. Es war Gewalt. Denn sie gab nur furchtbarer Einsamkeit nach, und ihn stachelte ein Mord zu dieser Liebe —:

Aus der Finsternis sah er neuen Morgen aufsteigen als ein Kind mit strahlenden Augen und rosiger Haut.

Er fuhr ab, wie er angekündigt hatte, ihre Briefe folgten ihm, die er erhalten hatte, und sein Wagen rollte in China ein, als er ihr Telegramm erhielt.

Sie hatte ein Kind. Und er fuhr längs der Ströme des Ostens weiter, er steuerte wie entlastet seinen blauen Wagen —

Das Geheimnis seiner Umarmung kannte sie nicht, doch sie ging wieder in heller Kleidung, mit ihrem neugeborenen Kinde.

MANUSKRIPTE
aller Gebiete, Politik, Dichtung, Komposition usw. übernimmt moderner Verlag zur Buchausgabe. Einbindung Druckvorlage, Rückporto unter: F. Z. 2901 an die Annoncen-Expedition Dr. Arnold, Leipzig C 1, Simsonstraße 5.

Roeder
Von bekannter Güte und billiger



Spanische Köpfe

José Ortiz Echagüe:

Bilder aus Kastilien, Aragonien und Andalusien

Die seigneurale Schönheit und Grandezza des spanischen Landschafts in all seinen malerischen Trachten im natürlichen Lebensraum ca. 100 Seiten und 30 Tafeln Halblein RM 6.00

Ernst Wasmuth A.G. Berlin · Wien · Zürich

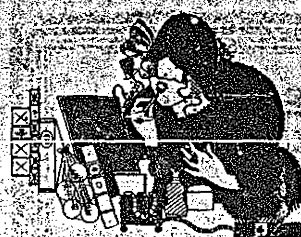
ATLANTIS BÜCHER

Ein Vogelparadies an der Donau

Hugo Adolf Bernatzik

Das betauernde Vogelleben der Balta (Rallenreiter, Edelreiter, Löffelreiter, Kormorane, Pelikane, Störche) ihre landschaftliche Schönheit und charakteristische Szenen der sie bewohnenden Menschen





INI-MONDANE

Die neunzehnjährige Tochter des Kaufmanns Siebert Landau in Firma Landau & Co., Getreide- und Fouragierhandlung in groß, ist nicht so schwer zu beschreiben. Sie studiert zu ihrem Vergnügen ein bißchen Geschichte, und weil sie gern für längere Zeit nach England will — dies ist die Mode des Jahres —, auch Anglistik. Allerdings sieht man sie nicht allzu häufig im Kolleg, sie behauptet, daß ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen ihr dazu zu wenig Zeit lassen. Im Winter ist sie sowieso lange verreist, zuerst zum Wintersport im Riesengebirge, später in Dalmatien, immerhin nimmt sie einige Bücher mit. Die vielbesprochenen Neuerscheinungen, Emil Ludwig, den neuesten Thomas Mann, Hansum, Galsworthy usw. liest sie, weil der Vater die Bände kauft und gelegentlich auch darüber spricht. Daneben interessiert sie sich auch für die Bücher neuerer Autoren, soweit über sie in Gesellschaften gesprochen wird. Allerdings wäre es falsch, Marion äußerlich zu nennen. Das gesellschaftlich-konventionelle ist nun einmal ihre Lebenssphäre, so wie andere Menschen in Gesellschaften, Politik, Kunst oder sonst etwas leben. Was darüber hinausgeht ist ihre Privatsache, und Marion Landau hat ein Privatleben auch unabhängig von der Mode. Sogar ein literarisches Sonderdasein pflegt sie ganz neben den Anforderungen, die die gesellschaftliche Unterhaltung an ihre Belesenheit stellt. Und es ist manchmal überraschend, auf ihrem Tisch plötzlich einen Band von Ernst Curtius oder eine Neuausgabe des Tristram Shandy zu finden. So ist es zwar einfach, ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen mit den jeweils aktuellen Neuerscheinungen zu erleichtern, doch schwieriger, ihr mit besonders ausgewählten Büchern eine wirkliche Freude zu machen. Aber denken wir nur nach: Ob sie am nächsten Jahr wieder nach England fahren wird oder

nicht, ein Standardwerk wie *Die Welt der Engländer* (Deutsche Verlagsanstalt) wird auf jeden Fall ihr Interesse finden. Es gibt ihr eine so solide Wissensgrundlage wie wenige Kollegs, sie kann sich in Zeitungen und Zeitschriften damit zurechtfinden, und ganz geheim hat sie ja eine unbestimmte Sehnsucht nach Solidität. Auch Hermann Kantorowicz, *Der Geist der englischen Politik* (Ernst Rowohlt), ein Buch von ungeheurer geistiger Entschiedenheit und Klarheit, unterbaut ihre Urteile mit schöner Sachlichkeit. Allerdings erfordern beide Bücher eine gewisse Arbeit. Die Neuauflage von *Ricarda Huch*, *Der große Krieg in Deutschland* (Insel-Verlag) macht ihr die Gewinnung eines historischen Bildes leichter, und wenn ihre Freunde sie nicht sehen, werden ihr sogar *Gustav Freytag*, *Bilder aus deutscher Vergangenheit* (in der Neuauflage des Verlags Th. Knaur Nachf.) zumindest Anregungen geben. Historische Werke haben ja immer den Vorteil, zunächst eine beglückende Materialfülle zu vermitteln. Wenn sie überdies noch mit so viel Geist und Ideen durchsetzt sind wie die angeführten, so ist es für Marion fast ebenso schön wie eine Reise nach Dalmatien. Auf diese Reise allerdings wird sie handlichere Bücher mitnehmen wollen. *Die Schule der Frauen* von André Gide (Deutsche Verlagsanstalt) wird sie ein ganz klein wenig nachdenklich machen, ohne sie zu einer Tempispartie zu spät kommen zu lassen. Immerhin wird sie Parallelen ziehen wollen, und das mag vielleicht dem Partner im gemischten Einzel schlecht bekommen. *Nathan Asch*, *Als die Firma verkraucht* (Ratten & Loening) wird ihr Spaß machen, und sie wird das Buch dem entsetzten Vater mit boshafter Freude auf den Frühstückstisch legen. Während sie dagegen *Hermann Kessels*, *Joseph sucht die Freiheit* und *Ein ausschweifender Mensch* (Gustav Kiepenheuer) mit einem leisen Grauen, aber gebannt von der sprachlichen Kraft dieses Dichters nur im Geheimen lesen wird. Dann aber auch die Abseitigen: *Ernst Penzold*, *Der arme Chatterton* (Insel-Verlag), *Friedrich Schnack*, *Das Schmetterlingsbuch* (Jabob Heyner) — das sind so Bücher für Marions kleines Privatleben. Sie spricht darüber nicht, aber wenn sie und das kommt vor — etwas traurig ist, blättert sie darin, hier eine Seite und dort, und das ist herrlich, manchmal ein wenig Traurigkeit, ein wenig Einsamkeit und das sublimen Vergnügen über ein kaum spannendes Buch. So dürfte für Marions Lektüre gesorgt sein, für ihre Bildung, ihre literarischen Verpflichtungen und ihre — seltenere — Einsamkeit. Wolf ZUCKER



Ein RITTERGUTSBESITZER

Friedrich v. P. lebt auf seinem Rittergut in Schlesien; das er selbst verwaltet, er hat als Landwirt und besonders als Viehzüchter einen ausgezeichneten Namen. Er ist Vorsitzender des landwirtschaftlichen Kreisvereins, er ist in allerlei berufsgenössischen Kommissionen tätig. Politisch tritt er öffentlich nicht hervor, aber auf Jagd- und Abendgesellschaften, bei denen auf dem Lande immer über Politik geredet wird, tritt er energisch seine Ansichten. Er steht natürlich rechts, aber mit Verstand und keineswegs kritiklos; er liest demokratische und sozialistische Zeitungen, um sich zu orientieren, sucht er Austausch mit Andersdenkenden. Weil er darum freier sieht, weil er widerspricht, weil er vor allen Dingen im Gegensatz zu seinen Nachbarn nicht bereits alle Liberalen geschweige denn die Sozialisten als „Schweinewunde“ bezeichnet, wird er der „rote P.“ genannt. Er kann sich diesen Beinamen auf Grund seines Namens, seiner Verdienste und seines Einkommens leisten. Zum Lesen kommt er natürlich wenig, zumal in den kargen Freistunden eine Fülle Fachliteratur zu bewältigen bleibt. Wenn er anders liest, will er entweder belehrt oder gespannt werden, am liebsten beides zusammen. Wenn man ihm also eine Freude machen will, wird man ihm nicht, wie mancher etwa glauben könnte, Herzog oder Stratz oder Hans Grimm schenken, sondern zeitgeschichtliche Werke, Reise- und Abenteuerbücher und Romane, die etwas zu sagen haben, was ihn selbst angeht. K. F. Nowak's: *Das dritte deutsche Kaiserreich* (Verlag für Kulturpolitik) wird ihn rein stofflich interessieren; daß das Werk, wie man munkelt, nicht frei ist von personellem Einfluß durch das Haus Doorn, wird es ihm womöglich pikant machen. — *Lord D'Abernon's Memoiren* (Paul List) wird er nicht immer freundlich finden, aber er ist, wie gesagt, ein Mensch, der die Dinge gern zum Vergleich durch fremde Augen sieht. — *Olden's Buch über Stresemann* (Rowohlt) hat er sich

vielleicht schon selbst gekauft; schenken wir ihm: *Paleologues* (S. Fischer) und *Maurois*, *Diary* (S. Fischer), diese blendend und spannender als ein Wallace geschriebenen Biographien des großen italienischen und englischen Staatsmannes. — *Danzu Kantorowicz*'s Heldenlied über *Friedrich II.* (Bondi), den großen deutschen Kaiser von europäischem Format. — Als leichter historisches Gerichte, von denen aber die Däme des Hauses mildesten kann: *Eulenberg*, *Die letzten Wittelsbacher* (Phaidon), oder, wenn man historische Dichtungen vorzieht: *Brano Franks*, *Trenk* und *Tage des Königs* (Rowohlt) — es müssen ja nicht immer nur Neuerscheinungen sein. — *Hermaques*, *Im Westen nichts Neues* (Ullstein) kennt und schätzt v. P. trotz der Ablehnung seiner Nachbarn. *Renns*, *Krieg* (Frankfurter Societätsdruckerei) wird ihm, obsohon es trockener, aber weil es sachlicher ist, noch mehr sagen. Ganz persönlich wird, zumal er selbst den Krieg als Kavallerieoffizier mitemgelebt hat, seiner eignen chevaleresken Natur *Federns* chevalereskes Buch *Hauptmann Latour* entsprechen (Spanhoff), dazu *Bindings* reichlich-dichterisches, *Kriegstagebuch* (Ratten & Loening). — *Henry Ford's*, *Mein Leben und Werk* (List) wird den Betriebswissenschaftler in ihm anregen, besonders das, was Ford über Landwirtschaft zu sagen weiß.

An abenteuerlichen Büchern bedürfen die Schriften *Jack London's* (Universitäts- und *Stevensons* (Enoch) keines besonderen Hinweises, ebensowenig die *Conrads* (Fischer). Will man Wildwestliches, wähle man *Zane Greys* Bücher (*Kim*), die Neuesten sind: *Nevada* und *Unter dem Licht der westlichen Sterne*, Tom Mixtoren mit einem Schuß Kim, aber spannend. — Vergessen sie nicht *Plover*, den neuen deutschen Abenteuer-Schilderer. Sein neuestes Buch: *12 Mann und ein Kapitän* (Weiler) ist fesselnd und Literatur zugleich.

Sie als Dame möchten unserem v. P. doch lieber einen reinen Roman schenken. Wie wäre es mit *Stendhals*: *Lucien Leuwen* (Insel oder Georg Müller). Die Provinz gegen die Kapitale, Monarchismus gegen Republikanismus, das Spiel der Wahl- und Bankmanöver, voll Korruption und Politik — es gibt keine aktuellere Roman als diesen alten. — Oder das Buch des Kampfes mit dem Boden, der Kämpfe um die Fruchtbarkeit, das große *Hansin*, *Segen der Erde* (Ebenso köstlich an langen Winterabenden seine *Landstreicher*. Beide bei Langen). — *Schickels*: *Erbe am Rhein* (Wolff), in dem mehr von deutscher und romanischer Seele steht als in hundert gelehrten Abhandlungen. — Ob man *Rudolf Borchardts*:



Ein EMIGRANT

Der Emigrant Wassilij Stepanowitsch war früher Fabrikbesitzer gewesen und nebenbei — aber ganz nebenbei — auch Politiker. Er ist sogar als Redner einer demokratischen Partei in Wahlversammlungen aufgetreten, bis zu dem Tage, wo ihn die Arbeiter auf einem Schubkarren aus der Fabrik hinausbeförderten.

Wassilij Stepanowitsch kam als die größte aller Revolutionen die halbe Welt erschütterte nach Berlin, verkaufte seine goldenen Zähne und eröffnete ein Zigarettengeschäft. Vielleicht hatte er auch Platinzähne gehabt oder er hatte vor der Flucht vielleicht noch schnell ein paar Brillanten verschluckt, dann ist sein Geschäft kein Zigarren-, sondern ein Käsegeschäft.

Allerdings besitzt er es nicht allein. Sein Sozhus ist ein italienischer Demokrat, der gleichfalls Platinzähne besaß, und als Nachtwächter fungiert ein türkischer Prinz, dem bei der Flucht die Zollbeamten die bewußten Zähne beschlagnahmt hatten.

Wassilij Stepanowitsch, sein Sozhus und sein Wächter führen ein bescheidenes Leben. Nach der Arbeit sitzen sie zu Hause, trinken Tee und lesen die Erzeugnisse der heimatischen Druckerei. Wenn diese Lektüre beendet ist, klopfen sie an die Tür der Wohnungswirtin und bitten um deutschen Lesestoff. Die Wirtin ist lebenswürdig, und so hat Wassilij Stepanowitsch im Laufe der letzten Monate zwei Bände von Courtis-Mahler, ein Kochbuch, drei alte Nummern der *Gartenlaube* und einen Band Rudolf Herzog gelesen. Infolgedessen hält er nicht viel von der gegenwärtigen deutschen Literatur und es ist höchste Zeit, daß seine deutschen Freunde ihn darüber aufklären.

Doch, auch die Aufklärung vorzüglich geachteter Romane, liest der Emigrant nicht in seiner Muttersprache, und von andern Büchern bevorzugt er solche, die

DIE GROSSEN ROMANE

ROMAIN ROLLAND

Nobelpreis 1915

Johann Christof

Dünndruckausgabe in 2 Bänden

In Leinen RM 25.—, in Leder RM 40.—

SIGRID UNSET

Nobelpreis 1928

Kristin Lavranstochter

Drei Bände in Leinen geb. RM 28.—, in Halbleder RM 35.—. Jeder Band einzeln käuflich!

Olav Audunssohn

Drei Teile in vier Bänden in Leinen geb. RM 31.—, in Halbleder RM 39.—. Jeder Teil einzeln käuflich!

OLAV DUUN

Die Juwikinger

1. Band: Per Anders und sein Geschlecht / 2. Band: Odin

Gehftet je RM 7.50, in Leinen je RM 10.—

Dieser Geschlechterroman ist eine Kulturgeschichte des norwegischen Bauerntums, ein Bauernspiegel, in welchem sich die Schicksale, das Werden, Sein und Vergehen der kraftstrotzenden Sippe von Juwika zu mächtiger Darstellung aufzuführen. In ruhig und klar dahinfließendem Strom gehen Darstellung und Erzählung ineinander über und schaffen die tiefe innere Befriedigung im Leser, wie sie die Lektüre der besten Romane von Homer bis zu Romain Rolland erweckt. (Der Bänd. Bern)

RÜTTEN & LOENING VERLAG
FRANKFURT AM MAIN

in einfacher Sprache komplizierte Dinge behandeln. Sehr willkommen sind dem Emigranten politische Bücher, und so wird er sich sicher freuen, wenn er auf seinem Weihnachtstisch etwa: *Walter Rathenau* von Harry Graf Kipper (Verlag Hermann Klemm), oder *Gast-Justafu Kemat* von Miksch (Verlag Paul List), oder auch *Mussolini* von Margherita Sarfatti (ebenda), und, selbstverständlich, *Mein Leben* von Trotzki (S. Fischer) vorfindet.

Aber auch für die Politik vergangener Zeiten hat der Emigrant Interesse, besonders auch für die Kulturgeschichte, die ihn zu allerlei Vergleichen anregt. René Fülöp-Müller *Macht und Geheimnis der Jesuiten* (Grethlein), Eugen Lenhoff *Die Freimaurer* (Amalthaeus) und Maurice Paleologue *Drei Diplomaten* (Julius Bard) sowie dessen *Erinnerungen an den Zarenhof* wird sicherlich jeder Emigrant gerne lesen. Zu diesen Werken darf man auch das vorzügliche Buch von Henry de Jouvenel *Graf Mirabeau* (Paul List) rechnen.

Das Leben des Emigranten ist sicher bedauerlicherweise, es vergibt zwischen Verzweiflung, Hoffnung und Zigarrenverkauf, und doch würde ich ihm, lediglich zur Aufklärung, *Jul 13* von Emil Ludwig (Ernst Rowohlt) und etwa *Färsin Pip*, *Tanz auf dem Vulkan* (Karl Reissner) auf den Weihnachtstisch legen. *J. Steinberg's*, *Als ich Volkskommissar war* (Piper) und vielleicht auch mein eigenes Buch *Ol und Blut im Orient* (Deutsche Verlagsanstalt) dürfen daneben liegen. Die beiden ersten Bücher werden ihm die Entwicklung der Geschehnisse zeigen, deren Ende, an einem Privatschicksal dargestellt, das dem seinen zum mindesten ähnlich ist, er in den beiden letzten Büchern verfolgen konnte.

Doch, um es mit dem Emigranten nicht gänzlich zu verderben, würde ich unmittelbar neben Ludwig das vortreffliche Buch von Arthur Feiler *Das Experiment des Bolschewismus* (Frankfurter Societätsdruckerei) hinlegen, und um das Emigrantenherz vollkommen zu gewinnen, diese Reihe durch *Die Ochrana* von A. T. Wassiljew (Amalthaeus) sowie S. M. Propper, *Was nicht in die Zeitung kam*, die Erinnerungen des Chefredakteurs einer großen russischen Vorkriegszeitung, (Frankfurter Societätsdruckerei), ergänzen.

Der Emigrant Wassilij Stepanowitsch kam nach Deutschland nach der Revolution. Von der deutschen Staatsumwälzung hat er eine sehr blasser Vorstellung. Das Buch von Gumbel *Verfall der Feine* könnte ihm ohne Zweifel über seine Irrtümer aufklären.

Ein Rittergutsbesitzer

„Hoffnungsloses Geschlecht“ (Horen) ihm oder seiner Gattin schenken soll? Am besten beiden gemeinsam; sehr kultivierte Novellen, Licht und Schatten in ländlicher Farbe geteilt.

Ja, was schenken wir Frau Marianne? Sie liest viel und gern und meist nicht ohne das Beste: die Fortsetzungsromane in Zeitungen und illustrierten Magazinen und was man des Umständlichen wegen aus der Papierhandlung der Kreisstadt mitnimmt. Aber sie wird sich auch an guten Romanen freuen, wenn man ihr nur nicht zu toll kommt. Schenken Sie ihr die Romane von E. v. Keyserlingk (S. Fischer). Es gibt keine Bücher, die so ganz und gar allen Zaubern des Landes, all seine Süße und Wohlmut einfangen wie diese die zu früh verstorbenen und zu wenig gelesebenen Nachfahren Fontanes. Der Insel-Verlag hat übrigens Fontanes beste Romane in seinen Büchern erschienen lassen, darunter „Mathilde Möhring“, seinen unbekanntesten, aber reifen. Ich halte es für möglich, daß Marianne am Ende noch nicht die Buddenbrooks von Th. Mann kennt, die bei S. Fischer in billiger Ausgabe erschienen sind. Und schenken Sie ihr auch Galsworthy's „Forsythes“ (Zsolnay). Wenn man aus einer alten Familie stammt, liest man gern die Geschichten aller Familien, aber sie wird auch an v. Hollander's „Schicksale“ (Ulstein) ihre Freude haben, aus welchen Lebensfragmenten sie ihr Wissen über Menschen vergrößern wird, wozu es auf dem Lande sonst an Gelegenheit fehlt. — Sanderpenns ausgezeichnete „Lithanische Geschichten“ (Cotta) verdienen es auch heute noch verschänkt zu werden; oder wählen Sie einen von Sanderpenns herrlichen Tierromanen aus, die in freier Wildbahn entstanden sind, frei darum von jeder in Mode gekommenen soziologischen Zersplittertheit. Diederichs' „Schicksale zur Auswahl“ (Ulstein), Kristin Laurson's „Hallen & Lönny“ (Cotta), „Zug der Sinne“ (Ulstein), Karin Michaelis' „Sünden, Sorgen und Gezeiten“ (Kiepenheuer), Werf's „Verdri“ oder wollen Sie es wagen, ihr seine „Barbara oder die Fremde“ (Zsolnay) zu schenken?

E. E. SCHWABACH

Ein Emigrant

Dieses Buch sowie eine Reihe anderer für den Emigranten bester deutscher Literaturwerke sind im Malik-Verlag erschienen.

Wassili Stepanowitsch pflegt über alles nachzugraben, die langen einmonatigen Emigrationsbrachen ein heimatliches philosophisches Büchlein in seine demütigen Augen, und so könnte ich ihm mit ruhigem Gewissen nicht nur Otto Gmelin's „Die Naturgeschichte des Bärparks“, Eugen Diederichs', sondern auch Edward A. Ross' „Raum für alle“ (Deutsche Verlagsanstalt), sowie das paradoxale „Gesicht unsrer Zeit“ von Bruder Christianus (Felsenberg), schenken.

Auch Walter Bode's „Justi“ (Rowohlt) dürfte den Emigranten interessieren, ebenso wie die erschütternde „Armer hinter Schachtel“ von Dörmann (Diederichs); doch hat der Emigrant vielleicht auch rein literarische Interessen, wenigstens in diese hauptsächlich in der Muttersprache zu befriedigen gewohnt ist.

Die großen alten deutschen Romane kennt er ohne Zweifel, die jüngere Literatur ist aber in seinen Augen erst in der Übersetzung vollwertig. Ihn in dieser Hinsicht zu überzeugen, wäre aussichtslos, lieber schenke man ihm das ansehnliche Buch von Maurice Bataillon „Graf Enoch“ (Cotta) oder die athenischen Erinnerungen von Sergei von Markoff „Wie ich die Zarin retten wollte“ (Amalthea), auch Theodor Dreiser's neuerschienene Romane (Paul Zsolnay) werden ihm vielleicht zusagen. Vor allem aber schenke man ihm das glänzende, jedes Emigrantenherz erweichende Buch des jungen Chinesen Cheng Tscheng „Meine Mutter“ (Gustav Kiepenheuer), und, aus Schonung keine einzige Reiseschreibung seiner Heimat.

Erst nachdem der Emigrant durch die Lektüre all dieser Bücher sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, es müsse auch ein junges deutsches Schrifttümchen geben, kann er nächste Weichen auf den literarischen Schatz seiner Wohnungswirtin verziehen.

ESSAD-BEY

Bühnenwerke

Vertrieb gesucht, unsere Verlagsbühnen uraufgeführt werden sollen. Zuschriften an Helios-Verlag, Hln.-Sebenauendorf, Kleingarten Str. 65.

Zeitungssromane

spannend lebendig, voller Handlung, dabei wertvoll, aber keine sog. rein „literarischen“ Werke, für die sich nur wenige Zeitungen interessieren, gesucht zum großartigen Alleinvertrieb sowohl als Manuskript zum Selbstsatz für große Zeitungen als auch, daran anschließend, zum Massenvertrieb durch gedruckte Lesestellen (Auflage 600) an mittlere, kleine und kleinste Zeitungen. Kosten ganz zu unseren Lasten. Novissima Verlag, c. m. b. H., Berlin SW 61, Belle-Alliance Straße 92.

„Die ausgezeichneten Fotos, die das Buch zeigt, und die paar Worte daneben machen die Bahn frei für eine kommende, entzesselte Fotografie, die präzise und das Auge begeisternd zeigt, was alles auf der Welt zu sehen ist, wenn man nur Augen wie ein Objektiv hat und den Foto-Apparat seinem Wesen nach benutzt.“

Yossische Zeitung



Die neue Richtung in der Fotografie

126 Seiten mit 155 Abbildungen auf Kunst-druckpapier

In Leinen 7.50 RM



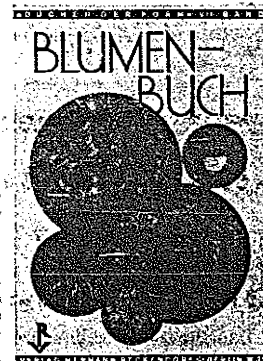
Mittel und Möglichkeiten des neuen Films

126 Seiten mit 209 Abbildungen auf Kunst-druckpapier

In Leinen 7.50 RM

„Der Hauptteil des Buches ist eine ausgezeichnete Darstellung der vielfältigen künstlerischen, optischen Möglichkeiten des Films. Da spricht in filmischen knappen Sätzen und demonstriert in sehr zahlreichen, filmisch schlagenden Bildern ein Fachmann aus reicher künstlerischer Erfahrung und aus reichem technischen Wissen.“

Nationalzeitung, Basel



„Es ist ein Buch, das jeder für seine Nuancen empfindliche Blumen- u. Kunstfreund als eine Bereicherung der Lebensfreude begrüßen wird.“

Berliner Börsen-Courier

„Unter allen Schriften, die bisher über die Blume und ihre Verwendung im Hause erschienen sind, ist diese Schrift wohl die ansprechendste.“

Gartenschönheit



„Dieses vorbildliche Werk behandelt in sechs Abschnitten alle Fragen der Lichttechnik, der Form, der Beziehung des Lichtes zur Architektur und Reklame. Es sind ausgezeichnete Verfasser, die hier sprechen, und sie unterstützen das, was sie sagen, durch einen Reichtum von selten schönen Bildern.“

Die Reklame

Die Blume im Haus in Vergangenheit und Gegenwart

31 Seiten Text und 61 Kunstdrucktafeln mit Abbildungen

In Leinen 10.— RM

Lichttechnische Fragen unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der Architektur

60 Seiten Text und rund 200 Abbildungen auf Kunstdruckpapier

In Leinen 5.— RM

ORELL FUSSLI VERLAG ZÜRICH-LEIPZIG

Generalvertretung für Deutschland und Tschechoslowakei: MÜLLER & KIEPENHEUER, Potsdam

NEUERE PUBLIKATIONEN

Große Lebensbücher

Die großen Denker von Will Durant RM 17.— Die Liebesbriefe von Thomas Carlyle und Jane Welsh von Alexander Carlyle M. A. RM 24.— Die Lebenserinnerungen Band 1 u. 2 von F. v. Schlegel RM 11.— Band 3 RM 12.— Band 4 RM 13.— Die Felder der Liebe, William Booth, der Begründer der Heilsarmee von Harold Begbie RM 15.50 / Ein seltsamer Held, Brigham Young, der Führer der Mormonen von M. H. Werner RM 11.— Mikrobegier, von Paul de Kruif RM 11.— Spillater und Döcklin von S. Streicher RM 6.—

Schaubücher

1. Band: Das Tagewerk eines Papstes von P. M. Krieg / 2. Band: Der russische Revolutionär von A. V. Lunacharsky / 3. Band: Technische Schönheit von Hans Günther / 4. Band: Olympischer Wintersport von C. J. Luthar / 5. Band: Das schöne Tier von Friedrich Schenck / 6. Band: An den Hängen der Moharradsch von Alice Schabek / 7. Band: Neue Wege im Hotelbau von Dr. Walter Amstutz / 8. Band: Hölle und was sie sagen von Dr. Adolf Knecht / 9. Band: Die Längstbrücke von Dr. Emil Schaeffer / 10. Band: Heilige Stätten der Bibel von Theodor Däubler / 11. Band: Heiliges Wissen von Dr. Siegfried Giedion / 12. Band: Riesenbauten Nordamerikas von Frank Washburn. — Einheitspreis RM 2.40.

Romane und Dichtung

TH. BOHNER: Kavalier, Roman RM 4.— Der Weg zurück, Roman RM 4.— K. FALKE: Kinderkreuzzug, Roman RM 12.— H. HILF: BRUNNER: Spitzbergen-Sommer, Erzählung Natur RM 5.50 / VINCENTE BLASCO IBAÑEZ: Die Arena, Roman aus dem spanischen Fischer- und Bannern RM 5.50 — Amphitrite, Der Roman der Taverne, Maria Harz RM 5.50 / MEINRAD ENGLIN: Grand Hotel Excelsior, Roman RM 6.— JOHN KNITTEL: Die Reisen des Aaron West, Roman RM 6.40 — Der Weg durch die Nacht, Roman RM 8.40 — Theresen Ertmer, Roman RM 6.40 — Der blaue Hais, Roman RM 6.40 / H. KURZ: Die Gewinner, Roman RM 4.80 — Die Gärten von Gutenberg, Roman RM 1.80 — Die Zerstörten, Roman RM 3.20 / M. E. LIEHBURG: Schach, Europa, Europäisches Drama RM 4.80 — Christus, Sakrale Dramen RM 3.60 — Aschylus' Prometheus, Sakrales Weltedrama RM 2.40 / H. MORGENTHAUER: Mahabhar, Stimmungsbilder a. d. Tropen RM 6.40 — Wolg, Sommer in Süden, Roman RM 4.40 / LUGI: PIRANDELLO: Einer, Keiner, Hunderttausend, Roman RM 5.20 — „Kurbel“, Roman RM 5.20 — Geschichten für ein Jahr, 13 Meistererzählungen von verschiedenen Schriftstellerinnen RM 5.20 / E. HAMZ: Das Regiment der Hosen, Roman RM 4.80 — Die Säule im Feuer, Gedichte und Novellen RM 4.80 — Es geschah in Zeiten, Roman RM 4.80 — Ein Dichter kam und ging, Roman RM 4.80 / TRAUGOTT VOGEL: Ich liebe, Du liebst, Roman RM 4.80

Reise und Forschung

Tropenspiegel von R. Brumann, 2 Bände mit 160 Bildern RM 24.— Afrika-Kalender von Walter Mischke RM 12.— Afrika-Kalender von Walter Mischke RM 12.50 / Helga-Jahrt, Ein Reisebuch, herausgegeben von Helga, Schweizerische Vereinigung der Freunde Griechenlands, RM 7.00 / Wald und Wild von Paul Vetterli RM 3.40 — Aus der Dschungel und Ungeheuer, Das Donnernde Wasser von René Goss RM 3.20 — H. Das Weiden des Urwalds von Ventura Garcia Calderon RM 3.20 — 11. Der König von Pulu Janis, von G. Rudolf Baum RM 3.20.

Wirtschaft und Geschichte

DER AUFBAU MODERNER STÄDTE: 1. Bd. Die Schweiz seit 1848 von Eduard Fueter RM 15.— 2. Band: Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Andre Siegfried RM 15.— 3. Band: Mexiko und die Staaten Zentralamerikas von Karl von Schwaner RM 11.— 4. Band: Japans Aufstieg zur Weltmacht von Dr. Arthur L. Brown (erschienen 1930). 5. Band: Italien von heute von Prof. Dr. Hubert Michels, Rom (erschienen 1930) / Olympien-Kriegsquellen von Ludwig Demy, Erster Band der Serie „Weltmachtprobleme“ RM 6.40. — Das neue Deutschland von Jacques Morlane RM 4.40 / Die Schweizer Befreiungstradition von Karl Meyer RM 10.80 / Rückblick auf vier Jahrhunderte: Entwicklung des Art. Institut Orell Füssli in Zürich von M. Bychener RM 34.—

Kunst und Architektur

DIE MONOGRAPHIEN ZUR SCHWEIZER KUNST: 1. Johann Heinrich Fagel, Dichter und Maler 1741–1825 von Arnold Federmann RM 20.80 / 2. Der Bildhauer Hermann Heller von Alfred Kubo RM 14.40 / 3. August G. Cometti von Erwin Pöschel RM 28.80 / 4. Urs Graf und die Kunst der alten Schweiz von Walther Luthar RM 20.80 — 5. Der Tiermaler Rudolf Koller von Adolf Frey RM 20.80 / 6. Salomon Geiger von Paul Leemann von Eick RM 32.—

Die Preise sind überall für gebundene Bücher eingesetzt.



VERLAG HERMANN RECKENDORF

Berlin SW 48, Reckendorfhaus

Hedemannstraße 24 · Postscheckkonto: Berlin 77108

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag gegen Vor-einsendung des Betrages zuzüglich 50 Pfennig für Porto und Verpackung, sonst nur gegen Nachnahme unter Berechnung der Spesen.

DES WEIHNACHTSMARKTES

(Fortsetzung)

cußon

historische Welle, die langgezogen aus dem Dunkel heranrollt, ist kein Hüpfchen und nicht der Scherz einer Shawschen Nachmittags-minute — sie trägt viel auf ihrem Buckel, Spieler, Menschen, Inseln, Könige. Wer in sie laucht, ist verzaubert und neu getauft.

Hans FLESCII

Scholochow: Der stille Don

Verlag für Literatur und Politik, Berlin

Ein Kosakenroman von einem Kosaken geschrieben, ein Epos des Kosakenlebens, das literarisch bis jetzt nur durch die „Kosaken“ Tolstois bekannt war.

In Europa kennt man die Kosaken als wilde Krieger der zaristischen Armee, als eine Art zaristischer Gendarmen, als Militär, das in unzähligen Schlachten den Europäern gegenüber stand. Die Kosaken als Volk sind unbekannt, unbekannt ist sogar, daß die Kosaken tatsächlich ein besonderes Volk bilden, daß sie eigene Sitten, eigene Gesetze und Traditionen, sogar eine eigene Unabhängigkeitsbewegung hatten, und, von dem übrigen Rußland abgegrenzt, das Leben eines privilegierten Standes führten.

Verächtlich von oben herab blickt der Kosak auf den Russen, auf den „Moskowiten“, den er Jahrhunderte vor den Tataren schützte und von dem er dafür Ländereien, Selbstverwaltung und Rechte erhielt, die ihn turmhoch über die übrige Bevölkerung des Zarenreiches stellten. In den großen Flüssen, am Don, Kuban, Terek am Ural liegen die Dörfer der freien Kosaken, in ihren Städten regierte der Hetman, und ihre reiche Bevölkerung war im Grunde genommen nichts anderes als zum Ackerbau beurlaubte Krieger. Erst die bolschewistische Revolution vernichtete das Kosakenland, vernichtete die in der Revolution entstandene Republik der Don-Kosaken, die in ihrem Wappen ein Wodkafaß und einen auf ihm reitenden splitterkackenden Kosaken führte. Heute haben sich die Kosaken in der übrigen Bevölkerung Rußlands aufgelöst, und das Buch von Scholochow ist nur noch ein episches Denkmal der merkwürdigen Sitten, des erschreckend wilden Lebens der Vorkriegskosaken.

Ein schauerliches Buch, man möchte es das „grausame Rußland“ nennen, denn aus unendlichen Prügeleien, aus Säulen, Schlägen und Gehorchen besteht das Leben dieser Menschen. Und doch verstehen sie es, glücklich zu sein auf die Art eines Primitiven, der nur etwas Luft, Brot und ein Weib zu seinem Glück benötigt. Mit dichterischer Kraft sind die Charaktere gezeichnet: Die draufgängerischen Kosaken, die geprägten und doch unbewingbaren Weiber, die alten betrunkenen Hüter des patriarchalischen Lebenswandels und endlich der Städter, der Kapitalist, eine neue Erscheinung im stillen Lande der Kosaken. Im Hintergrunde der Kosakenadel, die Kosakengenerale, die Hüter der zaristischen Kosakentugenden, und der augenscheinlich in jedem russischen Buche, obligate Revolutionär als Ducker und Märtyrer.

Die Sprache des russischen Originals ist mit Lokalausdrücken, Kosakensprüchen und Sprüchen durchsetzt. Die schwierige Aufgabe dieses Buches gilt zu verdeutschen hat der Übersetzer im vollen Umfange gelöst.

ESSAD-BEY

Georges Clemenceau: Claude Monet

Betrachtungen und Erinnerungen eines Freundes

Urban Verlag, Freiburg

Und es spricht der „Tiger“. Er spricht glühend von Glühendem. Der Stoff macht es

lichtet. Nicht, daß er ein Dichter, ein Künstler wäre, auch nur ein Biograph oder ein Sachverständiger, mehr: eine große Stille. Immer ein Soldat und ein Kämpfer. Schon der Stil sagt es — alle Vergleiche sind aus dem Soldatenleben genommen, es wimmelt nur so von Kanonaden, Angriffen und den Waffen des Geistes. Doch die ganze Art, Kunst zu sehen, Kunst gegen die demokratisch-kaufmännischen Errungenschaften des Lebens in Schutz zu nehmen, ist eminent soldatisch. Nietzsche hätte an diesem Buch wie an diesem Menschen seine Freude gehabt. Dabei — wie fern von allem Pessimischen, wie gar nicht trocken, eher ganz gelockert. Und sehr weise! Wenn als einem kritischen Genie gelangte dieser Vergleich Monets mit Shakespeares Sommernachts Traum! Es scheint also nicht wahr zu sein, daß in Frankreich die Zeit der großen Männer vorüber ist. Oder ist sie vorüber — nach Clemenceaus Tod?

Hans FLESCII

Diplomaten

Wird man künftig einmal unsere Zeit, vom Ende der Inflation an, vergleichen mit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts — mit jenen Jahren, in denen eine tiefe Müdigkeit auf die Große Revolution, die napoleonischen Kriege, die Umwälzungen in Süd- und Mitteleuropa und die Juli-Revolution gefolgt war? Was seelische Erschöpfung und geistiges Ruhebedürfnis angeht, so kann keine Epoche der unseren ähnlicher sein als die Jahre zwischen 1830 und 1840. Wie damals, so ist jetzt Europa überschwemmt worden von „Kriegserinnerung“ der Mitteleuropäer und von den Biographien längst Gestorbener.

Aus der weihnachtlichen Flut der Biographien von 1929 ragen zwei Bücher hervor: Maurice Paléologue läßt seine Studie „Diplomatie et Romantisme“ in deutscher Sprache erscheinen unter dem Titel: „Drei Diplomaten Talleyrand, Metternich, Chateaubriand“ (Julius Bard-Verlag, Berlin). Der Ungar Aladár von Borovicsény publiziert eine grundgelehrte und brillant geschriebene Biographie „Graf von Brühl — der Medici, Richelieu und Rothschild seiner Zeit“ (Amalthaea-Verlag, Wien).

Paléologue wollte in seinem Büchlein die drei Männer zeigen, denen das Wort „Diplomatie“ seinen Nimbus verdankt. Mit Talleyrand beginnt die romantische Epoche der Diplomatie. „Wie die Literatur persönlich wird und sich in der Schaulust des Ich gefällt, so bleibt die Diplomatie nicht mehr ausschließlich eine amtliche Funktion; sie wirkt die strenge klassische Drapierung ab; sie greift auf das Privatleben über; sie vermischt abzusagen die persönlichen Abenteuer mit den öffentlichen Angelegenheiten.“

Mit diesen Sätzen der Einleitung steht man in der Charakteristik Talleyrands. Ihm ist etwa die Hälfte des Buches gewidmet. Mit Recht, denn „ein solches Leben, überreich an außerordentlichem, wechselvollem Geschehen, an Gegensätzen und Paradoxen, an Größe und Gemeinheit, war natürlich geeignet, die Phantasie der Zeitgenossen zu beschäftigen“, aber nicht nur der Zeitgenossen. Wir begreifen, daß es einen Diplomaten hohen Ranges wie Paléologue reizen mußte, den Dämon der Diplomatie zu zeichnen. Neben den drei großen Werken Paléologues erscheint zwar dieses Werkchen nur wie eine Gelegenheitsarbeit, aber das prächtige Porträt Talleyrands, die subtile Studie über Metternich und die skizzenhafte Chateaubriands offenbaren dennoch, wie die anderen Schriften Paléologues, den genauen Historiker und großen Stilisten.

Schade, daß Paléologue nicht auf den Gedanken verfallen ist, eine Biographie des Grafen Brühl zu schreiben. Das wäre etwas für den französischen Ex-Botschafter gewesen! Es fehlte bis jetzt an einem zuverlässigen Werk über den sächsischen Gegenspieler Friedrichs

INSEL-VER



Hugo von Hofmann

Soeben erschien zum Gedächtnis an Hugo v. I

Das Insel

EINE ZEITSCHRIFT FÜR FREUNDE DES INSEL

Elfter Jahrgang, erste

Rudolf Alexander Se

Erster und letzter Besuch

(21 Seiten)

Hugo von Hofmann

Faksimile des Entwurfs und

schrift des Gedichtes „In

Hugo von Hofmann

Aus dem Nachlaß (Gedicht

aus einem unvollendet. „T

Trauerspiel“

Felix Braun: Verse zum

für Hugo von Hofmann

Hugo von Hofmannst

Insel-Verlag / Eine Bi

Porträts von Hugo von H

und andere Beit

PREIS DES HEFTS

Buch der Frei

TAGEBUCHAUFZEIC

Neue, aus dem Nachlaß von

Mit einem Geleitw

Rudolf Alexander

ber einen
ie Zeit ist
us dieser
n riesigen
nissen ver
den. Neu
nd verliert
König von
her Größe
off in Spa
it Désirée.
Neuhoffs
d Korstka,
es. Königs
ne kämpft
ich fallen,
ie, er geht
n wir, wie
las giganti
auführen?
valier, der
atzenbuckel
mmer den
Wer jedoch
gibt sich

ende“, ein
mehr fest
ie die Don
t noch ein
Menschen,
karte setzt,
auf seinen
ein König
entralischen
Gestalt ihre
dieses Land
leidgehorren,
eses räumen
die ebenso
wie Natur-
l, von ihm
ler an ihm
wohl das

alter Pan-
nicht ganz
Reise durch
nd nirgends
der Stil er-
tivoll, geich,
die Dauer
t aushalten,
t wunderbar
oder fahren.
stellen! Wir
n Schönheit,
Zeit als Be-
ständig. Die

d Einleitung
r. Text von
RM 10.—

ken als einen
e des Mittel-
nwall? Man
inder zu nen-
ko, Spanien,
chweiz, dann
steigen und
ist es jedoch,
eraufnahmen
fröhlichen

a Kinde", nicht das *Ganze*, Hardtlaub einem Satze. Das Kind spricht nicht h die Dinge, sondern die Dinge durch Schaffen und Subjektivität haben im ch nicht ihre verwegene Begegnung - Der Abbildungsstil ist nach Material staltung vorzüglich und würde jedem en Texte als diesem gefährlich wer- W. B.

MAURICE MAETERLINCK: HEIMNISSE DES WELTALLS Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart

lock unterscheidet sich von den afflichen Popularisatoren minderen durch eigentlich künstlerische Vorzüge e Delikatesse des Künstlers, die jede e Vertraulichkeit im Umgang mit den Erkenntnissen des Geistes vermeidet, h seine große Darstellungskraft, in der Gedanken, auch in der bei solchen gebotenen Vereinfachung und Ver nachts von seinem Geheimnis und ürde verliert. In Vertikal- und Hori nitten durch den ganzen Komplex der astronomischen und kosmologischen aften hat er die interessantesten De usgesondert und sie zu diesem Buch l, das auf jeder seiner Seiten nütz- amant zu lesen ist, ein Vergnügen, erst dann vermindert, wenn der ie das zuweilen geschieht, sich in ortrag unterbricht, um sich gleichsam l seines Themas einem etwas unver- a philosophischen Rasonnement zu n, wobei er dem mitunter erstaunliche i anlage fördert. Aber sonst eine an- und zuweilen sogar spannende Lektüre den, der von einem solchen Buch r belehrt, sondern auch unterhalten hte. L. St.

TO KATZ, VOLKSBÜCH 1930 Deutscher Verlag, Berlin

schuch fürs Volk, kein bloßer Ver- ach, keine zufällige Zusammenstel- t wesentlich propagandistischen Ab- sondern ein wirkliches Buch, sorg- ganisch zusammengestellt. Tuchsokys und mag Pate gestanden haben; doch Technik dieser neuen Sammlung dar- aus, sie hat die Aufgabe, das Bei- ein so vieler Autoren, so vieler ver- Literaturgattungen zu rechtfertigen- position von Bild und Text - die - von Paul Urban besorgt, gibt den Halt, den der Gehalt des Buches drif aufzeichnet.

uch ist ein gutes Mittel, gegen die le. Viel Neues, ein zum ersten Male lichter Victor Hugo, der in seiner und Sicherheit an die Voltaire-Rede ein neues Gedicht. ... von Lidin, Swirski, Kurt Kersten, Weiskopf (aus dem neuen Roman e Felder), eine Probe aus den in der neuen Ausgabe von „Oklo- einenden, bisher zurückgehaltenen Larissa Reißners über Afghanistan, voll wenig bekannter, zum Teil unveröffentlichter Zeichnungen Dau- der Zeichner vom Montparnasse, egrands, Gorkis Bericht über seine nach den Offizieren bei Baku. Als e Entdeckung ein neuer russischer Kirschön, mit einem Revolutions- e Stadt der Winde" - zwingende der Charaktere und des Milieus der

oldschmidt, der Jubilar, leitet das einer Bilanz der politischen und chen Ereignisse des letzten Jahres Verlag hat allen Grund, mit der und kenntnisreichen Arbeit des rk - der gleichzeitig mit einer

lich. Hier wird „Deutsch“ wieder einmal aller Anführungsstriche politischer, weltanschau- licher, künstlerischer Art entkleidet, keine Ironie, kein Haß, nicht einmal Liebe - aber wirklich „Deutschland über alles!“. Ob den Architekten und Kunsthistorikern unsere Ro- mane auch so gut gefallen?

Hans FLESCHE

ADOLF ERMAN

MEIN WERDEN UND MEIN WIRKEN Quelle & Meyer, Leipzig

Die Erinnerungen eines alten Berliner Gelehrten, eines Hugenotten und Ägyptologen. Drei Kulturen, die germanische, die gallische, die altägyptische stehen im Hintergrunde die- ses packenden, gar nicht abenteuerlichen und doch ergreifenden Lebensberichtes. Adolf Er- man, der größte Ägyptologe unserer Zeit, dem die Ägyptologie als Wissenschaft vielleicht mehr verdankt als den Altmeistern Lepsius und Brugsch, schildert sein Leben, das Leben der jetzt verschwundenen Berliner Hugenotten- kolonie, das alle Berlin der Professoren, ge-lehrten Pastoren, wissenschaftlichen Sammlun- gen und Büchereinkäufen. Unwillkürlich wird dabei das Buch zu einem Kulturbericht aus dem vorigen Jahrhundert, dem der Verfasser so gänzlich angehört.

Mit der kritischen Urteilsfähigkeit eines gro- ßen Gelehrten, mit der Ausdruckskraft eines, zu mindest sehr begabten Schriftstellers wird hier das rationalistische Glaubensbekenntnis jener Zeit verkündet. Erman ist ein Rational- ist im Leben, in der Wissenschaft, in der geistigen Haltung, sogar in der Kunst, und seine wissenschaftliche Bedeutung rechtfertigt in vollem Umfange sein offenes Bekenntnis zum 19. Jahrhundert, seine Abscheu vor der, wie er meint, in Myktilismus, Unkultur und Snobismus versunkenen Gegenwart. Darüber hinaus ist das Buch ein bleibender Beitrag zur Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

FREMDLAND - FREMDVolk

Herausgegeben von Dr. Josef Schmid
Verlag Herder & Co.

Ohne überflüssige Aufmachung, in sachlich anmutiger Art wird in den ersten beiden Bänden dieser Sammlung das Leben des heutigen Ägyp- ten und die Welt des ewigen Eises von H. Klam- roth und B. Böttlinger dargestellt. Die Ergebnisse der ersten Forschung, durch eigene Erinne- rungen und Erläuterungen der Verfasser ergänzt, scheinen geeignet zu sein, moderne Volksbücher der Auslandskunde zu werden. Man kann die Fortsetzung der Bücherserie nur begrüßen.

ESSAD-BEY

JO VAN AMMERS-KELLER MASKERADE

Grethlein & Co. Leipzig

Das ist wohl nicht viel mehr als ein Zeitungs- roman und es ist nicht recht einzusehen, warum gerade das übersetzt wird. Aber wer es liest, dem Satz „das ist die Liebe“ mit den rituellen drei Gedankenpunkten, ohne die eine rechtschaffene Liebe nicht aufzutreten hat, zu begegnen, wenn der Atem über Detektiv- romanen ausgegangen ist, wessen Wunschträume um ein bürgerlich-vornehmes Milieu kreisen und wenn es schon aufgefallen ist, wie traurig es meist mit der Ehe steht, weil man doch nicht den Krieg, den man eigentlich liebt, der wird sicher sein ruhiges Vergnügen an dem Buch haben. Es ist, wenn auch unzulänglich, so anständig gedacht, eine gewisse nicht zu laute Unzufriedenheit mit der vornehmen Welt- ordnung hebt es sogar, das gedruckte literari- sche Bewußtsein äußert sich durch Zitate von Riccardo Hüch und Arnold Bennett, an den Grenzen knirscht es eben schon von Literatur. Was leider fehlt, nennt man, glaub' ich, Ge- staltung. Also es ist von einer anderen ruhigen

Zeitschriftenschatz

Die *Neue Rundschau* widmet ihr November- heft dem Gedenken an Hofmannsthal. Unter den zahlreichen Beiträgen blieb mir ein- drucksvoll vor allem, was Jakob Wassermann über seine persönlichen, freundschaftlichen Be- ziehungen zu Hofmannsthal sehr warm und lebendig erzählt. Interessant durch die Pro- blemstellung Josef Nadlers Aufsatz *Hofmanns- thal und das Sozialproblem* („Welttheater und Turm sind die großen sozialen Dichtungen der Zeit“ - 1). Sehr klug und einleuchtend Heinrich Eduard Jacobs Bemerkungen über österreichische Form.

In der *Deutsch-Französischen Rundschau*, November, setzt Edgar Stern-Rubarth die Dis- krepanz des Wehrgedankens auseinander. Auch abgesehen von jeder äußeren Machtsituation sei Frankreich immer noch das höchstgerüstete, Deutschland das abgerüstete Land der Erde. Und entsprechend ständen die öffentlichen Meinungen über den Wehrgedanken schroff gegenüber. - E. R. Curtius schreibt über *Die Religion im Aufbau der französischen Kultur*.

Die *Europäische Revue* bringt im November als interessanteste Veröffentlichung die Vor- reden von C. G. Jung und Richard Wilhelm zur Übersetzung eines Traktats von Tschang Scheng Schu: *Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern*. Sehr merkwürdig und instruktiv, wie Jung auf den Wegen des Me- diziners, des Sodenarztes dem Asiaten euro- päisch nahekommen sieht.

Im *Grat*, der Herausgeber Friedrich Mucker- mann zerlegt Thomas Manns Heidelberger Theaterrede. Hans W. Fischbeck schreibt über *Tod und Volkstum auf dem Balkan*.

In der *Neuen Schweizer Rundschau* an- wortet der Heidelberger Soziologe Karl Mann- heim auf den Angriff von E. R. Curtius aus dem letzten Heft: *Zur Problematik der Soziologie in Deutschland*. Ein schönes Stück aus dem eben erschienenen Buch *Gott in Frankreich?* von Friedrich Sieburg wird abgedruckt. Wolfgang Zuehlzer verbreitet sich kritisch über *Die Problematik André Gides*.

Ernst Jünger bekennt sich im Essener *Schein- werfer* zu Bronnens O. S. aus folgenden Moti- ven: „Die Anarchie ist eine der Erschei- nungen des Elementaren (das E. J. hier dem „Absoluten“ entgegensetzt), nämlich sein Durch- bruch in den legitimen Raum. Der Wert des Romans liegt nun darin, daß er einen Ein- blick gibt, in welcher Weise sich die Auflösung der juristischen und moralischen Gesetze inner- halb der eigenartigen Landschaft der modernen Zivilisation vollzieht. Hierin liegt seine Stärke, und daher bin ich, obwohl Nationalist, der Ansicht, daß er an eben den Stellen, am schwächsten ist, an denen er etwa die Le- galität des polnischen Einmarsches in Zwei- fel zieht oder die Legalität des deutschen Widerstandes zu bezweifeln sucht. Man kann also bei Jünger, nicht ganz unangebracht, ein sich allmählich steigende Prävalenz des An- archischen über das Nationale verfolgen.“

Im *Eckart*, November, veröffentlicht Hans Grimm eine kurze Autobiographie. Gerhart Kanze setzt sich nochmals mit den *Kriegs- büchern* auseinander und kommt über- raschend an dieser Stelle, zu einer relativ starken Bejahung *Remarque's*.

In *Osteuropa* berichtet Anna Lifschitz über *Kind und Dach im neuen Rußland*, Arthur Luther über den Fall *Pilniak*, nämlich das Verbot der (in Berlin inzwischen erschienenen) Erzählung „Rotholz“, die Zustände der heu- tigen russischen Provinz schildert.

„Vielgemüht möchte ich Eltern wieder ein- mal auf den reichen und ausgezeichnet re- produzierten Inhalt des *Kunstblatts der Jugend* hinweisen, einer unermüdlichen und immer

zung des Staatsrats hat der
 ie Oberbürgermeister von
 rigen Mitglieder geradezu an-
 neue Steuer zu bewilligen. Die
 he Geld. Wir erlauben uns,
 eifeln. Wenn die Stadt Berlin
 er, einen bizarren Exoten-
 idere Scheinhelden so festlich
 e sie den Fürsten Bismarck
 en hat hoch empfangen hätte,
 diesen Unfug Geld in Halle
 a ist, so ist sie auch nicht
 wiesen, gerade diejenigen zu
 ie das Geld nicht zum Ver-
 ienen, sondern die es sich
 g erarbeiten müssen, weil sie
 von ihren bloßen Gedanken
 können.
 und Parlamente, — je we-
 bst leisten, desto mehr haben
 an gewöhnt, geistige Arbeiter
 eren, einmal aus Ressentiment,
 mentarische Arbeiter hören
 daß es auch geistige Arbeit
 t gibt, und dann, — nicht
 die Gesamtzahl der geistigen
 klein, sie fällt bei Wahlen
 ewicht, und deshalb braucht
 lese unbequemen Menschen
 sicht zu nehmen. Bei fest-
 enheiten kann man ihnen ja
 eiten sagen; denn die kosten
 is ist hier neulich, ans „Tag
 gewarnt worden vor den
 lensarten, mit denen die Be-
 Schriftsteller überschüttet
 Warnung ist noch schneller
 t worden, als zu erwarten
 a waren die Lobreden auf
 tum ausgesprochen worden.
 n 22. März der Beschluß über
 euer gefaßt wurde. Das ent-
 Motiv war: Warum sollen die
 e von der Gewerbesteuer ver-
 en, da doch andere Berufe
 alren. Warum? — Die Be-
 gen Erklärung ist das ein-
 otum der SPD zu erklären,
 — lang ist's her — noblere
 re Überlegungen gekannt hat
 teurer Gesetz, so kann der Par-
 seinen Wählern sagen: „Die
 iter haben es auch nicht besser
 aufleute und Gewerbetreibenden
 ürenddessen verkündet, der
 arlamentarismus megaphonisch
 Reichsverfassung: „Die geistige
 ißt den Schutz und die Für-
 Reiches“. Da muß man als
 r eines freien Berufes an eben
 ramentarismus Rotkäppchen
 iten: „Warum hast du denn
 furchtbar großen Mund?
 dich besser fressen kann.“
 Friedrich STERNTHAL

KRIPT
 haben ein besonderes
 Gesicht, wenn Sie sie bei
 s, Berlin W 50
 reiben oder vervielfältigen lassen
 d Körblyendamm 16 (Bavaria B 4, 4373)

artal der „Literarischen Welt“.
 tal entfallenden Betrag von
 RM 4.05 bei Kreuzband-
 en freundlichst umgehend an
 immer: Berlin 30839; Bank-
 Doppeltenkassa Berlin W 35

Seite 1: Krisis des Darwinismus von Walter Benjamin
 Seite 5: Buchchronik
 Seite 7: Theater und Film / Das Ohr der Jungfrau von Heinrich Eduard Jacob

Ein bedeutender jugoslawischer Dichter in Berlin

Veljko Petrovic, einer der bedeutendsten Dichter Jugoslawiens, weilte zurzeit in Berlin, und ich benutze diese Gelegenheit, um mich über die unbekannteste Literatur Europas unterrichten zu lassen.

Die jugoslawische Literatur, sagt Petrovic, gehörte formell und traditionell zu den Literaturen Westeuropas. Sie entstand im alten Österreich, war aber — wie alle slawischen Literaturen der Monarchie — jahrzehntelang unter dem Einfluß Frankreichs und kam, obwohl sie immer bewußt slawisch blieb, erst in der letzten Zeit unter den Einfluß des russischen Geistes, der russischen Literatur. Rußland und Westeuropa sind die zwei großen Schulen, durch die die jugoslawische Literatur gehen mußte, und diese zwei Schulen haben auch bis jetzt nicht aufgehört, auf unsere Literatur einzuwirken.

Die Entwicklung der jugoslawischen Literatur vollzog sich parallel zur europäischen; auch bei uns hielt um 1900 der Symbolismus seinen Einzug. Heute noch ist der Symbolismus eine der wichtigsten Strömungen des jugoslawischen Schrifttums, wenn er auch von der jungen Generation aufs erbitterteste bekämpft wird. Unsere Jugend, die sich hauptsächlich in der Lyrik offenbart, ist, wie jetzt jede literarische Jugend, revolutionär, ohne zu bemerken, daß sie im Grunde genommen aristokratisch bleibt. Sie versinkt im leeren Theoretisieren, in Polemik, hat aber trotzdem Leistungen und Talente aufzuweisen. Ich erwähne z. B. die Lyriker Deunatz, Marko Radic, sowie den jungen Prosasiker Zifnjanski mit seinem Aufsehen erregenden Roman „Wanderungen“.

Von den Vertretern der alten Generation, die ohne Zweifel kulturell der jungen überlegen ist, sind die Dichter Jakusic, Diele und Rakic die bedeutendsten. Der alten Generation gehört auch die bekannteste literarische Zeitschrift Jugoslawiens „Serbski Knizevni Glasnik“, die 1900 gegründet wurde und deutlich unter französischem Einfluß steht. Im Gegensatz zu ihr ist die literarische Zeitschrift „Mysao“ mehr



germanisch-slawisch orientiert. Das deutsche Schrifttum hat auf die mehr mediterrane Literatur des jugoslawischen Hauptstammes, der Serbo-Kroaten, nur einen geringen Einfluß, dagegen ist in der quantitativ beschränkten, qualitativ aber sehr bemerkenswerten slowenischen Literatur der Einfluss Rilkes und der modernen deutschen Lyrik vorherrschend.

Veljko Petrovic selbst, der Dichter und Kunsthistoriker, gehört zu der alten Schule Jugoslawiens (er ist vor allem als Verfasser symbolistischer Gedichte, mehrerer Novellensammlungen und einer dreibändigen Kunstgeschichte bekannt); um so bemerkenswerter sind die Worte, die er den „revolutionären Dichtern“ widmet: „Sie haben wirklich große Talente, die sich aber leider, wie gesagt, in gegenseitiger Polemik ausgeben; die Polemik gegen uns, „die Alten“, ist wohl notwendig und ein Beweis ihrer Vitalität. Sie werden sicher einmal eine große Rolle in der jugoslawischen Literatur spielen.“

ESSAD BEY

Zwei Siebzigjährige

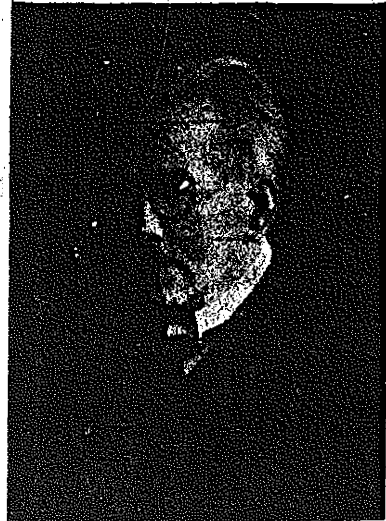
EDMUND HUSSERL

Um die Jahrhundertwende, 1900, erscheinen die „Logischen Untersuchungen“, jene in ihrer exklusiven Form nur wenigen zugängliche, großartige Kampfansage an den Positivismus des vergangenen Jahrhunderts und seine „destruktive“ Psychologistik: der geniale und produktive Gedanke dieser neuen, „phänomenologischen“ Methode wird freilich erst verstanden, als sich diese und verwandte kritische Aktionen zu einer Gesamtbewegung, einer neuen geistigen Front formieren: alle wesentlichen geistigen Ereignisse der ersten Jahre des neuen Säkulums sind Versuche, das 19. Jahrhundert in seinem Positivismus und Historismus zu überwinden (in der Ästhetik und Psychologie führt diese Bewegung zur Entdeckung der „Gestalt“), den entscheidenden Versuch wagt Husserl, dessen geniale Methode den philosophischen Traditionalismus in seinem Fundament, der „Erkenntnistheorie“, bedroht.

Fast drei Jahrzehnte sind vergangen seit jenem ersten Versuch Husserls, die Elemente zu einer „reinen“ Logik festzustellen; die Phänomenologie hat längst die Fesseln der reinen Methode, als welche sie konzipiert war, gesprengt und hat sich zu einer selbständigen philosophischen Bewegung von internationaler Bedeutung entwickelt, zu einer überaus subtilen, farben- und nuancenreichen Metaphysik.

wandten geistigen Tendenzen berührt, z. B. mit der „typologischen“ Betrachtungsweise, dieser für das gesamte Geistesleben unserer Zeit überaus bedeutsamen und charakteristischen Erkenntnisform, die nichts anderes ist als die phänomenologische „Wesensschau“ — Husserls.

L. St.



Julius Hart,
 einer der Führer der naturalistischen Bewegung
 der ersten Jahre